This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

50543.8.4.25

Harvard College
Library

By Exchange

Withdrawn

Sommermärchen

Verlag der
J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Rudolf Baumbach

Von der Landstraße. Lieder 19. u. 20. Tausend M. 3.—
Zlatorog. Eine Alpensage 77.—80 Tausend M. 3.—
Der Pate des Todes. Dichtung 17. Tausend M. 3.—
Lieder eines fahrenden Gesellen 47.—51. Tausend M. 4.20
Abenteuer und Schwänke 21. u. 22. Tausend M. 4.—
Mein Frühjahr. Gedichte 19. u. 20. Tausend M. 3.80
Frau Holde. Gedicht 42.—44. Tausend M. 3.—
Krug und Tintenfaß. Gedichte 18. Tausend M. 3.—
Spielmannslieder 27. u. 28. Tausend M. 3.—
Thüringer Lieder 11. u. 12. Tausend M. 3.50
Horand u. Hilde. Gedicht 12. u. 13. Tausend M. 3.50
Kaiser Max und seine Jäger. Dichtung 15. Tausend M. 3.50
Bunte Blätter. Gelegenheitsgedichte 4. Tausend M. 3.—
Sommermärchen 38. u. 39. Tausend M. 4.20
Erzählungen u. Märchen 15. u. 16. Tausend M. 3.—
Neue Märchen 7. Tausend M. 4.—
Es war einmal. Märchen 14. Tausend M. 3.80
Aus der Jugendzeit 9. Tausend M. 6.20

Die Preise verstehen sich für eleganten Leinenband mit Goldschnitt, in Leder kostet jeder Band 2 Mark mehr

Illustrierte Ausgaben mit großer Schrift:

Sommermärchen M. 3.—
Abenteuer und Schwänke M. 2.80

Illustrierte Prachtausgaben:

Sommermärchen. Mit Zeichnungen von Paul Mohn In Leinenband M. 10.—
Abenteuer und Schwänke. Mit Zeichnungen von Paul Mohn In Leinenband M. 10.—

Das Wasser des Vergessens und andere Erzählungen. (Cotta'sche Handbibliothek) Geheftet 25 Pfennig

Rudolf Beumbeck

Sommermärchen

von

Rudolf Baumbach

38. und 39. Tausend

Stuttgart und Berlin 1907
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

DE 42.3.4.25
V

Alle Rechte vorbehalten

HARVARD COLLEGE LIBRARY
BY EXCHANGE
DEC 29 1943

Druck von W. Drugulin in Leipzig

Ich reite durch den Märchenwald;
Mein Rößlein geht im Trabe.
Es winkt der Waldfrau Huldgeſtalt
Mit ihrem Runenſtabe,
Es ſingt ihr Lied die Waſſerfei
Am kühlen Zauberbronnen,
Des weißen Hirſches Goldgeweih
Hell ſchimmert in der Sonnen.

Ich ſchaue in der Felſenkluft
Die Erdmännlein, die braunen,
Verſtehe, was der Vogel ruft
Und was die Bäume raunen.
Die Zauberkräuter kenn' ich all,
Die guten und die ſchlimmen,
Ich ſeh' vergrabenes Metall
Wie Feuerkohlen glimmen.

Der wilde Jäger lädt mich ein
Zum nächtlichen Gejaide,
Die Elfe lockt zum Ringelreih'n
Auf mondbeglänzter Haide,
Die Hexe mit dem grauen Haar
Will mir ein Tränklein kochen,
Und schmeichelnd kommt der Drache gar
Zu mir heran gekrochen.

Mein Rößlein steigt und wiehert hell
Und schüttelt wild die Zügel,
Aus seinen Schultern wachsen schnell
Zwei weiße Schwanenflügel.
Es fliegt dahin wie Sturmgebraus
Durch ungemess'ne Räume.
Nur zu! — Ich weiß, ich lieg' zu Haus
Auf meinem Bett und träume.

* * *

Inhalt.

		Seite
1.	Ranunkulus	1
2.	Die Teufel auf der Himmelswiese	16
3.	Schleierweiß	23
4.	Die Otterkönigin	44
5.	Das ſtählerne Schloß	63
6.	Trudchen im Wald	82
7.	Der Goldbaum	93
8.	Der Fiedelbogen des Neck	104
9.	Die Buche	118
10.	Die verwunſchene Wäſcherin	131
11.	Das Waſſer des Vergeſſens	139
12.	Warum die Großmutter nicht ſchreiben kann	158
13.	Der Kobold im Keller	163

Seite

14. Sankt Huberti Wunder 189
15. Theodelinde und der Waſſermann 196
16. Der Eſelsbrunnen 207
17. Das ſtille Dorf 222
18. Was der Hausſchlüſſel erzählte 244

Ranunkulus.

Es war einmal ein junger Magiſter, der trotz ſeiner Jugend ſo klug und gelehrt war, daß die ſieben Weiſen Griechenlands, wenn ſie ſich bei einem Beſuch der Oberwelt mit ihm in eine Disputation eingelaſſen hätten, vor ihm dageſtanden wären wie die Schulbuben.

Selbiger Magiſter war an einem Frühlingsmorgen in's Freie gegangen, um das Gras wachſen zu hören, denn auch das verſtand er, und wie er ſo wandelte im lichten Maiengrün und ſah, wie die bunten Wunder der Luft um die Sternblumen flogen, und hörte, wie die Grillen im Gras, die Vögel in den Zweigen und die Fröſche im Wieſen-

bach ihr Hochzeitslied ſangen, da gedachte er ſeines Heimathdorfes, das er vor Jahren verlaſſen, um die hohe Schule zu beſuchen, und gedachte auch der kleinen ſchwarzäugigen Dirne, die ihm zum Abſchied ein Herz von Lebzelten geſchenkt und dabei bittere Thränen vergoſſen hatte, und es wurde ihm gar wunderlich zu Muthe.

Am folgenden Tage ſchnürte der Magiſter ſein Bündel, nahm ſeinen knotigen Stab in die Rechte und wanderte, Luſt und Freude im Herzen tragend, zum Thor hinaus und in die grüne Welt hinein.

Nach drei Tagen erblickte er hinter blühenden Obſtbäumen das blaue Schieferdach ſeines heimathlichen Kirchthurms, und der Wind trug leiſes Glockengeläut zu ihm herüber.

„Ob ſie mich wohl erkennen wird?“ ſprach er zu ſich. „Schwerlich, und auch ich werde Mühe haben, in der Achtzehnjährigen die kleine Grete von damals wiederzufinden. Aber ihre Augen, ihre großen Schlehenaugen, die müſſen ſie mir verrathen. Und wenn

ich sie vor ihrer Thür auf der Steinbank sitzen sehe, dann trete ich an sie heran und — und das Weitere wird sich finden."

Der Magister warf seinen Hut in die Luft und that einen hellen Jauchzer, daß er vor seiner eigenen Stimme erschrak. Scheu blickte er um sich, ob Jemand Zeuge seiner Ausgelassenheit gewesen sei, aber außer einer Feldmaus, die hastig in ihr Loch flüchtete, war nichts Lebendes in der Nähe.

Mit hochklopfendem Herzen hielt der Gelehrte seinen Einzug in das Dorf. Das Glockengeläute war verstummt, dafür aber erschallte fröhlicher Geigen- und Flötenlaut. Ein Brautzug bewegte sich durch die enge Dorfgasse.

Der Bräutigam, ein junger, stattlicher Bauer, sah freudig und stolz drein, als ob er den lieben Herrgott fragen wolle: „Wie theuer haltet Ihr die Welt?" Die Braut im Schmuck der glitzernden Krone hatte die Augen züchtig zu Boden gesenkt. Einmal aber schlug sie die Lider doch empor, und die Augen, die großen Schlehenaugen ver-

riethen dem Magiſter, wer unter der Brautkrone einherſchritt. Und der Arme wandte ſich und ging unerkannt den Weg zurück, den er gekommen war.

Es war Mittag geworden. Grüngolden glänzte die Flur, und wo ein Waſſer floß, da hatte die Sonne tauſend und tauſend glimmende Funken darüber geſtreut. Die Kreatur freute ſich des Lichtes, dem Magiſter aber that es heute weh, und er ſchirmte deshalb die Augen mit der Hand. So ſchritt er vorwärts.

Da geſellte ſich zu ihm ein Wanderer, der wohl ſchon einen weiten Weg gemacht hatte, denn er ſah aus wie eine wandelnde Staubwolke.

„Guter Freund," redete der Fremde den Magiſter an, „Euch blendet das Sonnenlicht. Iſt's nicht ſo?"

Der Magiſter bejahte das.

„Seht," fuhr der Andere fort, „dagegen giebt's kein beſſeres Mittel, als eine graue Brille, wie ich eine trage. Verſucht's einmal," und mit dieſen Worten nahm er ſeine

Brille von der Nase und überreichte sie dem Magister.

Dieser willfahrte dem Manne und setzte die trübgefärbten Gläser auf. Sie thaten wirklich seinen heißen Augen wohl. Die Sonne verlor ihren hellen Schein, die Wiese mit ihren rothen und gelben Blumen, die Bäume und Büsche und das Himmelsdach, Alles war grau, und so war es dem Magister eben recht.

„Ist Euch die Brille feil?" fragte er den fremden Wandersmann.

„Sie ist in guten Händen," erwiderte dieser, „und ich führe stets mehrere solcher Brillen bei mir. Nehmt sie von mir zum Andenken, Herr Magister."

„Ah, Ihr kennt mich also? Und darf ich fragen —"

„Wer ich bin," ergänzte der Fremde. „Mein Name ist Griesgram. Gehabt Euch wohl!"

Mit diesen Worten schlug er einen Feldweg ein und bald war er verschwunden. Der Magister aber drückte die graue Brille fest auf die Nase und zog fürbaß.

Seit dieſer Begebenheit waren Jahre verfloſſen. Der Magiſter war ein grämlicher Junggeſell geworden und hatte verlernt, ſich an der Welt zu freuen. Er ging wohl noch hinaus in's Freie, aber der Bäume Grün und der Blüthen Farbenpracht waren für ihn nicht mehr vorhanden. Die Pflanzen riß er aus, trug ſie heim und preßte und trocknete ſie. Dann legte er die Blumenmumien in graues Löſchpapier, ſchrieb einen lateiniſchen Namen dazu, und das war ſeine einzige Freude, wenn es Freude zu nennen war.

Einſtmals kam der Magiſter auf einer ſeiner Wanderungen in ein abgelegenes Thal; darinnen floß ein Bach, der eine Mühle trieb. Und weil er durſtig geworden war, ſo fragte er die alte Frau, die ſich vor der Thür ſonnte, ob er vielleicht einen Trunk haben könne. Die Alte bejahte dies, lud den Gaſt zum Sitzen ein und ging in's Haus. Nicht lange darauf brachte ein junges Mädchen Milch und Brot und ſtellte Beides vor den Gaſt auf den Steintiſch. Da wollte es dem Magiſter vorkommen, als ob das Mädchen nicht

häßlich ſei, aber durch ſeine graue Brille konnte er das nicht recht erkennen, und abnehmen mochte er die Brille nicht, weil er meinte, das Sonnenlicht thue ſeinen Augen weh. Schweigend verzehrte er, was man ihm geboten, und da die Müllerstochter keine Bezahlung nehmen wollte, ſo drückte er ihr die Hand, dann ging er. Sie aber ſchaute dem traurigen Mann nach, bis er hinter den Büſchen verſchwunden war.

Das Wieſenthal, in welchem die Mühle lag, mußte wohl mancherlei ſeltene Kräuter hegen, denn der gelehrte Magiſter kam drei Tage nach ſeinem erſten Beſuch wieder und ſprach auch wieder in der Mühle vor. Und ſo kam er noch öfter und war bald ein gern geſehener Gaſt.

Der alten Großmutter brachte er Zucker, Kaffee, Schnupftabak und andere ſinnige Geſchenke mit, und den Müller unterhielt er mit erbaulichen Geſprächen, an das blonde Töchterlein aber richtete er nie ein Wort, ſondern begnügte ſich, die Schöne zuweilen durch ſeine grauen Brillengläſer anzuſchauen.

Dann stieß wohl der Müller die Großmutter leise mit dem Ellenbogen an, und die alte Frau nickte mit dem weißen Kopf.

Eines Tages, als der Magister die Mühle verlassen hatte und den Saum der Wiese entlang ging, bemerkte er einen Maulwurf, der in der Schlinge hing und sich zappelnd mühte, dem Tod am Galgen zu entrinnen. Der gutherzige Mann trat hinzu, löste den Gefangenen und setzte ihn auf den Boden, dann gingen Maulwurf und Magister, ein jeder seinen Weg.

Als der Gelehrte am Abend desselbigen Tages in seiner Studirstube saß, da geschah es, daß eine Fledermaus zum offenen Fenster hereingeflogen kam. Das ist gerade nichts Seltsames. Daß aber auf der Fledermaus ein Männlein ritt, nicht größer als ein Finger, und daß das Männlein abstieg und sich vor dem Magister tief verneigte, das kam diesem sehr wunderbar vor.

„Was suchst du hier?" fragte er den Kleinen nicht eben freundlich. „Geh zu

einem Fabelschmied und störe vernünftige Leute nicht in der Arbeit!"

Das Männlein aber ließ sich nicht beirren; es kam näher, setzte sich auf das Streusandfaß und sprach:

„Weise mich nicht von dir; ich habe Gutes mit dir vor, denn du hast mich heute aus einer üblen Lage befreit. Der Maulwurf, den du aus der Schlinge lösest, war ich."

„So! Und wer bist du eigentlich?" fragte der Gelehrte und musterte den kleinen Mann durch seine Brille. Er war von feiner, zierlicher Gestalt, und wären die Brillengläser nicht grau gewesen, so hätte der Magister wahrnehmen können, daß der Kleine ein grünes Röckchen und eine goldgelbe Kappe trug.

„Ich bin der Wiesengeist Ranunkulus," sprach das Gezwerg. „Meine Diener pflegen die Gräser und Kräuter. Die einen waschen sie mit Thau, die anderen kämmen sie mit Sonnenstrahlen und wieder andere führen den Wurzeln Nahrung zu. Die letztgenannten wollte ich heute Morgen bei der Arbeit

belauſchen und nahm, um nicht erkannt zu werden, Maulwurfsgeſtalt an. Bei dieſer Gelegenheit gerieth ich in die Schlinge, aus der mich deine Hand befreite. Und nun bin ich hier, um dir zu danken und dir einen Gegendienſt zu leiſten."

„So laß hören!" ſprach der Magiſter.

„Du biſt ein gelehrter Mann," hub Ranunkulus wieder an. „Du kennſt die Blumen und Kräuter, die auf Wieſen und Bergen, in Wäldern und Feldern wachſen, aber eine Blume kennſt du nicht."

„Welche?" fragte der Magiſter geſpannt.

„Das iſt die Blume, Herzfreude geheißen."

„Nein, die kenne ich nicht."

„Aber ich," ſprach Ranunkulus, „und ich will dir ſagen, wo du ſie findeſt. Wenn du dem Mühlenbach, den du kennſt, bis zu ſeinem Urſprung entgegen ſchreiteſt, ſo kommſt du an einen Felſen. Dort wirſt du eine Höhle finden, welche das Volk die Wichtleinshöhle nennt. Und vor dem Eingang blüht die Blume Herzfreude, aber nur am Trinitatisſonntag um die Stunde des Sonnenaufgangs,

und wer dann zur Stelle ist, der kann die Blume pflücken. Hast du Alles verstanden?"

„Vollkommen."

„So gehab' dich wohl," sprach das Männlein, bestieg sein geflügelt Reitthier und entflog durch das offene Fenster.

Der Magister rieb sich verwundert die Stirn und schüttelte den Kopf. Dann vertiefte er sich in einen Folianten, der war in Schweinsleder gebunden.

Ein paar Tage nach diesem Ereigniß saß zur Abendstunde vor der Wiesenmühle die schöne Müllerstochter und neben ihr die Großmutter. Die Spinnräder schnurrten, und die Alte erzählte von der Frau Perchta, die den fleißigen Spinnerinnen Flachsknoten schenkt, welche sich hernach in gelbes Gold verwandeln, und von ähnlichen Wunderdingen mehr. Auch von dem schlafenden Mann berichtete sie, der in der Wichtleinshöhle sitzt. Alle hundert Jahre wird er sichtbar, und wenn dann eine Jungfrau den schlafenden Mann dreimal küßt, so ist er erlöst, und zum Lohn wird der Jungfrau

ein Schatz zu eigen. So erzählte die alte Frau, und das schöne Mädchen hörte zu und spann das Märchen weiter, wie den Flachsfaden, den ihre weißen Finger drehten. Am Himmel zogen die Sterne auf, und weil es die Zeit war, da der Hollunder in Blüthe stand, so überkam die Augen der Jungfrau süße Mattigkeit. Sie suchte ihre Kammer auf und ging zur Ruhe.

In der Nacht war es ihr, als träte zu ihr ein kleines Männlein, das trug ein grünes Röckchen und eine goldgelbe Kappe. Und der Kleine sah gar freundlich aus und sprach zu dem Mädchen:

„Du Glückskind! Dir und keiner Andern ist der Schatz in der Wichtleinshöhle beschieden. Morgen ist der Tag, da der schlafende Mann sichtbar wird; um Sonnenaufgang sitzt er schlummernd am Eingang der Höhle, und wenn du dich nicht fürchtest und ihn herzhaft dreimal auf den Mund küßt, so hast du den Zauber gebrochen und den Schatz gewonnen. Hüte dich aber wohl, bei dem Erlösungswerk ein Wort zu sprechen

oder auch nur einen Laut von dir zu geben; denn sonst versinkt der schlafende Mann dreitausend Klafter tief in die Erde und muß wieder hundert Jahre seiner Erlösung harren."

So sprach der Wicht und verschwand. Das Mädchen aber erwachte aus dem Schlaf und rieb sich die Augen. Ein süßer Duft wie von frischem Heu erfüllte die Kammer und durch den Einschnitt des Fensterladens blickte der grauende Morgen. Da erhob sich die muthige Jungfrau von ihrem Lager und kleidete sich an. Leise verließ sie Kammer und Haus und schritt mit geschürztem Gewand durch das bethaute Gras der Wichtleinshöhle zu.

In den Zweigen regten sich bereits die Waldvögel und stimmten noch halb verschlafen ihre Kehlen. Der weiße Nebel sank zu Boden und zog in Streifen über die Wiesen, und die Spitzen der Tannen färbten sich golden. Da stand die schöne Müllerstochter am Eingang der Höhle, und richtig, da saß, wie es das Zwerglein voraus ver-

kündet hatte, auf einem bemooſten Stein der ſchlafende Mann. Beinahe hätte das Mädchen einen lauten Schrei gethan, denn der ſchlafende Mann ſah genau ſo aus wie der Magiſter, ſogar eine graue Brille trug er auf der Naſe.

Zum Glück erinnerte ſich noch die Jungfrau an die Mahnung des Zwerges und lautlos, aber mit hochklopfendem Herzen näherte ſie ſich dem Schläfer, um das fromme Erlöſungswerk zu verrichten, und es wollte ihr gar nicht ſo ſchrecklich vorkommen, als ſie es ſich zuvor gedacht hatte.

Leiſe beugte ſie ſich über den Schlafenden und küßte ihn auf den Mund. Da machte der Mann eine Bewegung, als ob er erwachen wollte.

Das Mädchen küßte ihn zum zweiten Mal. Da öffnete der Mann ſeine müden Augenlider und ſah die Jungfrau durch die grauen Brillengläſer geiſterhaft an.

Aber ſie blieb ſtandhaft und drückte den dritten Kuß auf ſeine Lippen.

Da fuhr der Erwachte mit ſolcher Haſt

von seinem Sitz empor, daß ihm die Brille von der Nase glitt und auf dem Steinboden zersplitterte. Und er sah wieder nach langer Zeit sonnenbeglänztes Frühlingsgrün, bunte Blumen und blauen Himmel und mitten in all' der Herrlichkeit ein Mädchen schön wie eine Maienrose und schlank wie eine Lilie. Und er umstrickte ihren Leib und gab ihr die drei Küsse zurück, und diesen folgten andere ungezählt.

Auf einer goldgelben Butterblume aber saß der Wiesengeist Ranunkulus und strampelte vor Freude mit den Beinchen. Dann sprang er herunter, daß die Blume in ein heftiges Schwanken gerieth, und ging seinen wichtigen Geschäften nach. Er hatte Wort gehalten. Der Magister hatte seine Herzfreude gefunden und die schöne Müllerstochter ihren Schatz.

Die Teufel auf der Himmelswiese.

Bekanntlich kommen gute Kinder, wenn sie sterben, in den Himmel und werden Engel. Wenn ihr aber etwa glaubt, daß sie dort den lieben, langen Tag nichts thun als herumfliegen und hinter den Wolken Verstecken spielen, so irrt ihr euch.

Die Engelkinder sind schulpflichtig wie die Buben und Mädchen auf der Erde und müssen an den Wochentagen Vormittags drei und Nachmittags zwei Stunden in der Engelschule sitzen. Da schreiben sie mit goldenen Griffeln auf silberne Tafeln, und statt der A-B-C-Bücher haben sie Märchenbücher

mit bunten Bildern. Geographie lernen ſie nicht, denn wozu braucht man im Himmel Erdkunde, und das Einmaleins kennt man in der Ewigkeit gar nicht. Engelſchullehrer iſt der Doktor Fauſt. Der war auf Erden Magiſter, und wegen einer gewiſſen Geſchichte, die nicht hierher gehört, muß er noch dreitauſend Jahre im Himmel Schule halten, ehe die großen Ferien für ihn beginnen. Mittwoch- und Samstagnachmittag haben die kleinen Engel frei; dann werden ſie vom Doktor Fauſt auf der Milchſtraße ſpazieren geführt. Sonntags aber dürfen ſie vor dem Himmelsthor auf der großen Wieſe ſpielen, und darauf freuen ſie ſich ſchon die ganze Woche. Die Wieſe iſt nicht grün, ſondern blau, und tauſend und abertauſend ſilberne und goldene Blumen wachſen darauf. Die leuchten in der Nacht, und wir Menſchen nennen ſie Sterne.

Wenn ſich die Engel vor dem Himmelsthor herumtummeln, iſt der Doktor Fauſt nicht zugegen, denn der muß ſich am Sonntag von der Mühſal der vergangenen Woche

erholen. Die Aufsicht führt dann der heilige Petrus, der am Himmelsthor Wache hält. Er paßt auf, daß es beim Spiel hübsch ordentlich zugeht und daß sich keiner verläuft oder verfliegt, wenn sich aber einmal einer zu weit vom Thor entfernt, so pfeift er auf seinem goldenen Schlüssel, das heißt „zurück!"

Einmal, es war gerade sehr heiß im Himmel, ist der heilige Petrus eingeschlafen. Wie das die Engel gemerkt haben, sind sie ausgeschwärmt dahin und dorthin und haben sich über die ganze Wiese zerstreut. Die Unternehmendsten von ihnen aber sind auf Entdeckungen ausgegangen und sind am End an die Stelle gekommen, wo die Welt mit Brettern zugeschlagen ist. Erst haben sie gesucht, ob nicht irgendwo eine Ritze wäre, durch welche man blinzeln könne, dann aber, wie sie keine Lücke gefunden, sind sie die Bretterwand hinaufgeklettert und geflattert und haben hinübergeschaut.

Drüben auf der andern Seite war die Hölle, und vor dem Höllenthor hat sich just

eine Menge kleiner Teufel herumgetrieben. Die waren kohlschwarz und hatten Hörner am Kopf und hinten lange Schwänze. Zufälligerweise sah einer von ihnen in die Höhe und nahm die Engel wahr, und alsbald baten sie flehentlich, die Engel möchten sie auf kurze Frist in den Himmel lassen, sie wollten sich ganz fein und manierlich aufführen.

Das hat die Engel erbarmt, und weil ihnen die kleinen, schwarzen Kerle gefielen, so haben sie gemeint, man könne den armen Teufeln das unschuldige Vergnügen wohl gönnen. Einer von ihnen hat gewußt, wo die Jakobsleiter steht. Die haben sie aus der Rumpelkammer herbeigeschleppt (Sankt Peter war zum Glück noch nicht aufgewacht), haben sie über die Bretterverzäunung gehoben und hinab in die Hölle gelassen. Sogleich sind die geschwänzten Burschе die Sprossen heraufgeklettert wie die Affen, die Engel haben ihnen die Hände gereicht, und so sind die Teufel auf die Himmelswiese gekommen.

Anfangs betrugen ſie ſich ganz ordentlich. Sittſam ſchritten ſie einher und trugen ihre Schwänze als Schleppen im Arm, wie ihnen das des Teufels Großmutter, die viel auf Anſtand hält, beigebracht hatte. Es dauerte aber nicht lange, ſo wurden ſie ausgelaſſen, ſchlugen Räder und Purzelbäume und gröhlten dazu wie echte Teufelsrangen. Den braven Mond, der freundlich aus einem Himmelsfenſter hervorſchaute, ſpotteten ſie aus, wieſen ihm die Zunge und machten ihm lange Naſen, und ſchließlich fingen ſie an die Blumen, die auf der Wieſe ſtanden, auszuraufen und auf die Erde hinunter zu werfen.

Jetzt wurde es den Engeln bang, und ſie bereuten es bitter, daß ſie die unſauberen Gäſte in den Himmel gelaſſen hatten. Sie baten und drohten, aber die Teufel kehrten ſich an nichts und trieben es immer toller.

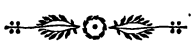
Da weckten die Engel in ihrer Angſt den heiligen Petrus und geſtanden ihm reumüthig, was ſie gethan hatten. Der ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen, als er

des Unfugs, den die Teufel trieben, gewahr wurde. „Marſch hinein!“ donnerte er, und die Kleinen ſchlichen mit hängenden Flügeln durch das Thor in den Himmel. Dann rief Sankt Peter ein paar handfeſte Engel herbei. Die fingen die Teufelsbraten zuſammen und brachten ſie dahin, wohin ſie gehörten.

Die Strafe blieb nicht aus. Drei Sonntage hintereinander durften die kleinen Engel nicht vor das Himmelsthor, und wenn ſie ſpazieren geführt wurden, mußten ſie zuvor ihre Flügel losſchnallen und den Heiligenſchein ablegen, und für einen Engel iſt es eine große Schande, wenn er ohne Flügel und Heiligenſchein herumlaufen muß.

Etwas Gutes hatte die Sache aber doch. Die Blumen, welche die Teufel ausgeriſſen und auf die Erde geworfen hatten, ſchlugen Wurzel und mehrten ſich von Jahr zu Jahr. Freilich verlor die Sternblume viel von ihrer himmliſchen Schöne, aber lieblich anzuſehen iſt ſie immer noch mit ihrer goldgelben Scheibe und dem ſilberweißen Strahlenkranz. Und weil ſie himmliſchen Urſprungs iſt, ſo

wohnt ihr eine ganz beſondere Kraft inne. Wenn eine Dirne mit Zweifel im Gemüth die weißen Blätter des Blüthenſterns einzeln abzupft und dazu einen gewiſſen Spruch raunt, ſo weiß ſie beim letzten Blättlein ganz ſicher, was ſie zu wiſſen begehrt.



Schleierweiß.

Die Stadt war wie ausgeſtorben, denn wen nicht Krankheit oder Gebreſt das Haus zu hüten zwang, der war hinausgewandert auf die Vogelwieſe, wo die Schützengilde ſich mühte, den zweiköpfigen Adler, des heiligen römiſchen Reiches Symbolum, ſtückweis von der Vogelſtange herunter zu ſchießen. In Hütten, die mit Tannenreis gedeckt und bunten Fähnlein geziert waren, ſaßen die Bürger und tranken Bier und ſchäumenden Bräuhahn. Rothwangige Dirnen mit weißen Fürtüchern und aufgewundenen Aermeln ſtanden hinter den Bratwurſtroſten und ſcheuchten mit Wedeln den von den Kohlen aufwirbelnden Rauch. Dazu trieb allerhand

fahrendes Volk in bunte Fetzen gekleidet sein Wesen; Messerwerfer, Feuerfresser und Luftspringer priesen mit heiseren Kehlen ihre Kunstfertigkeit, und zum Klang der polnischen Hummel tanzte der Bär seinen ungefügen Reigen.

Vom Schützenhof her, aus dessen Giebelfenster die Fahne wehte, die Kaiser Heinrich der Gilde verehrt, krachten unabläßig die schweren Hakenbüchsen, und der Adler auf der Stange hatte bereits Szepter und Reichsapfel sammt den Klauen sowie eine Schwinge eingebüßt. Die Männer, die an Werktagen Hammer und Hobel, Axt und Ahle führten, handhabten das Feuerrohr so sicher wie ihr zunftmäßiges Handwerkszeug und sahen in ihren Schützenwämsern gar stattlich aus. Sie vergaßen über dem Schießen auch das Trinken nicht, und der große Humpen, der wildes Gethier in getriebener Arbeit zur Schau trug, machte fleißig die Runde.

Unter den Frauen, die sich im Schützenhof eingefunden hatten, um der Männer Fertigkeit anzuschauen, stach eine junge,

ſchlanke Dirne nicht minder durch ihre Schönheit als durch ihre Tracht hervor. Sie war gekleidet nach Art der Landleute, aber der dunkle Rock war von feinem Brabanter Tuch, die Knöpfe des Mieders waren maſſiv ſilbern, und die ſchwarze Seidenhaube, unter der die langen gelben Zöpfe hervorhingen, hatte einen goldenen Flecken, der unter Brüdern ſeine zwei Laubthaler werth war.

Die anweſenden Bürgertöchter bemerkten mit Mißfallen, wie ſich die Junggeſellen in auffallender Weiſe nach dem Tiſch hindrängten, an welchem das Mädchen ſaß, und rümpften die Näschen über die Landmaus und die Geſchmacksverirrung der Männer. Uebrigens gereichte es ihnen einigermaßen zur Beruhigung, daß alle Bemühungen der Stadtherren, an die Dirne heranzukommen, vergeblich waren. Sie ſaß zwiſchen dem wetterbraunen, mit einem eisgrauen Schnurrbart gezierten Bannförſter und einem jungen, wildblickenden Jägerburſchen; die übrigen Plätze waren auch beſetzt, und zwar von lauter Waidgeſellen, ſo daß die ſchöne Dirne

als wohl behütet zu erachten war. Der Alte neben ihr war ihr Vater, der junge Jäger aber an ihrer andern Seite war des Vaters Forstgehülfe. Er hatte heute die besten Schüsse gethan, und die Stadtschützen beneideten ihn nicht weniger um sein Glück im Treffen als um seinen Platz neben der schönen Margarethe. Diese schien aber von des Burschen Nähe nicht sonderlich erbaut zu sein; sie beantwortete seine Fragen nur einsilbig, und wenn er näher zu rücken versuchte, nahm sie die Falten ihres Kleides scheu zusammen, als fürchte sie die Berührung des wilden Gesellen.

Jetzt ertönte die Stimme des Waibels durch den Raum: „Förster Henner, macht Euch fertig!" Der Vater des Mädchens erhob sich von der Bank, um seinen Schuß auf den Vogel zu thun, und dem Alten folgte der junge Jäger auf dem Fuß.

Von dem stattlichen Adler war bereits nichts mehr übrig als der Rumpf. Wer aber diesen von der Stange schoß, der war Schützenkönig.

Der Förster zielte und schoß. Man sah,

wie der Rumpf erzitterte und ſich nach vorn neigte, aber er fiel nicht zu Boden. Das Freudengeſchrei, welches Einige ſchon erhoben hatten, verſtummte jählings, und der Förſter ſtieß ingrimmig den Kolben der Büchſe auf den Boden.

Nun kam Witſch, ſo hieß der junge Jäger, an die Reihe. Er hob das Rohr und bewegte raunend die Lippen. Da geſchah etwas Seltſames. Der Rumpf des Adlers, als ob er ſich nachträglich eines Beſſeren beſonnen hätte, löſte ſich von der Stange und fiel zu Boden, wie vom Baum ein überreifer Apfel. Die Büchſe des Schützen krachte zu ſpät, die Kugel pfiff in's Blaue.

Schadenfrohes Gelächter erhob ſich, und Jedermann gönnte dem jungen Geſellen ſein Unglück recht von Herzen, denn der braune Witſch war Einer, dem Niemand etwas Gutes zutraute noch wünſchte. Der aber ſchien ſich nichts aus dem Vorfall zu machen, ja er war der Erſte, der ſeine Stimme erhob, um den alten Henner als Schützenkönig zu begrüßen.

Des Försters Gesicht strahlte vor Freude, als man ihm die Kette mit den Schaumünzen umhing und ihn als König ausrief. Er dankte wie ein richtiger König nach allen Seiten hin, und dann nahmen sie ihn in die Mitte und zeigten ihn der Menge. Voraus schritten die Trommelschläger und Zinkenisten, dann kam der Fahnenmann, der nach althergebrachter Sitte mit wunderlichen Sprüngen einhertanzte. Diesem folgte, von Ehrenholden geleitet, der Schützenkönig; hinter ihm schritten die, welche ein Best gewonnen hatten, voraus der Witsch, dann die Zieler mit den Stücken des zerschossenen Vogels und zuletzt der Rest der Gilde. Der Zug bewegte sich im Kreis um die Vogelwiese und kehrte wieder in den Schützenhof zurück, wo das Königsmahl die Feier beschließen sollte.

Dort angelangt trat der Schützenkönig auf seinen Forstgehilfen zu, faßte ihn bei der Hand und sagte laut und vernehmlich, daß es Jedermann hören konnte: „Witsch, es ist mir lieb und leid, was geschehen ist.

Dieſe Ehr' iſt dir entgangen, aber du biſt doch von uns Beiden der beſſere Schütz. Ja, liebe Geſellen," wandte er ſich an die Uebrigen, „es iſt Keiner unter euch, der's ihm nachthut."

Im Ring der Schützen erhob ſich unwilliges Gemurmel. Da ließ der braune Waidmann ſeine Augen über die Verſammelten laufen und verzog den Mund. Dann ſchaute er empor, wo hoch in der Luft die Stechſchwalben hin und her ſchoſſen.

„Wer von euch," fragte er, „traut ſich mit einer Kugel zwei Schwalben herunterzuholen?"

Die Schützen ſchwiegen.

Witſch aber hob die Büchſe, zielte einen Augenblick, gab Feuer, und zwei vom Blei zerfetzte Schwalben fielen aus der Luft herunter.

„Habt ihr's geſehen?" rief der alte Henner. „Nein, dem thut's Keiner gleich."

Die Männer ſchwiegen und mancher ſcheue Blick ſtreifte den unheimlichen Schützen, der daſtand, als ob der Schuß etwas All-

tägliches ſei. Der Förſter aber nahm ſeinen Gehülfen am Arm, führte ihn zum Tiſch und hieß ihn neben ſeiner Tochter niederſitzen.

Wer das Recht nicht hatte, an der Schützentafel zu pokuliren, der that's in einer Hütte auf der Vogelwieſe, und an den mit naſſen Ringeln reich gezierten Tiſchen ward der Meiſterſchuß des Jägers Witſch von allen Seiten beleuchtet.

„Habt ihr gehört, was er murmelte, ehe er nach dem Rumpf auf der Vogelſtange ſchoß?" fragte der Schützenwaibel, der hinter der Kanne von ſeiner Arbeit ausruhte.

‚Was fallen muß,
Fällt ohne Schuß,'

ſo lautete der Spruch. Ich ſtand dabei, ich hab's gehört. Das iſt ein Segen, den er nicht in der Kirche gelernt hat. Es wäre ihm ein Leichtes geweſen, den Vogel ſelbſt abzuſchießen und Schützenkönig zu werden, aber der ſchlaue Fuchs läßt die Ehr' dem Alten und gewinnt die Tochter."

„Und was haltet Ihr von dem Schuß

auf die Schwalben?" fragte einer der Zieler den Waibel.

Der Alte wiegte den ergrauten Kopf. Er war Landsknecht gewesen und wußte in solchen Dingen Bescheid. Er fing an zu berichten von Freikugeln, Kugelsegen und unsichtbar machendem Farnkrautsamen. Dazwischen erzählte er schauerliche Geschichten vom Heljäger, der Nachts in den Wolken jagt, und allerhand Waidmannsspuk, so daß die Köpfe der Zuhörer mehr und mehr aufgeregt wurden.

Ueber dem Haupt des Jägerburschen Witsch zog sich ein Ungewitter zusammen. Man solle dem Zauberer, dem Freischützen den Prozeß machen, meinte ein ängstlicher Schneidermeister. Doch neigten sich die Anderen mehr zu der Ansicht eines raufluſtigen Schmiedegesellen, der den Vorschlag machte, dem Witsch mit ungebrannter Asche einen Denkzettel auf den Rücken zu schreiben, daß er sich des Schützenfestes zeitlebens erinnere.

Die Nacht brach herein; der Schützenhof leerte sich. Der alte Henner aber saß noch

mit seinen Gefreundeten beim Becher und achtete nicht auf seine Tochter, die ihn durch wiederholtes Zupfen am Wamms zum Aufbruch mahnte. Man lockt eher den Fuchs aus dem Bau, als den Waidmann aus der Schenke.

Jagd- und Schützenabenteuer bildeten auch hier den Stoff des Gespräch, und im reinsten Jägerlatein wurden die unglaublichsten Sachen aufgetischt. Ganz wunderbar aber klang das Stücklein von den drei Schützen und dem Kleeblatt. Die Geschichte lautete folgendermaßen:

Drei fahrende Jägerburschen sind einmal in einer Waldschenke eingekehrt und haben sich's wohl sein lassen. Wie sie nun Speis und Trank reichlich genossen, haben sie den Wirth gerufen und ihn gefragt, ob er etwas sehen wolle, dergleichen noch Niemand zuvor geschaut. Das war der Wirth zufrieden und verhieß ihnen freie Zeche. Da brach Einer ein Kleeblatt, der Zweite holte eine Leiter und befestigte das Kleeblatt am Giebel des Hauses, der Dritte aber zählte hundert Schritte ab und hieß seine Gesellen herankommen.

Dann legte der Erſte an und ſchoß das erſte Blättlein herunter, der Andre traf das zweite und der Dritte das dritte. Da verwunderte ſich der Wirth, reichte jedem der Geſellen noch einen Trunk und war froh, als ſie von hinnen fuhren.

„Wenn das wahr iſt," ſagte der alte Henner, „ſo haben die Geſellen mit Freikugeln geſchoſſen."

Und das meinten auch die Anderen.

Der braune Witſch aber lachte und ſagte, das ſei Kinderſpiel; er mache ſich anheiſchig, ein Gleiches zu thun.

„Auch wenn ein Anderer als Ihr die Büchſe ladet?" fragte einer der Männer mißtrauiſch.

„Laden mag, wer will," entgegnete Witſch trotzig, „aber ehrlich muß es dabei zugehen."

„Wenn du das fertig bringſt," rief der alte Henner weinſelig, „dann, Junge, gebe ich dir als Schußgeld, was du von mir begehrſt."

„Vater!" mahnte das Mädchen ängſtlich.

„Was du von mir begehrſt," wiederholte der Förſter.

„Wohlan," ſprach Witſch langſam, „ich werde auf hundert Schritte mit drei Kugeln und drei Schüſſen die Blättlein eines Kleeblattes vom Stiele ſchießen, und Ihr verſprecht mir als Schußgeld zu geben, was ich von Euch heiſche. Gilt's?"

„Thu's nicht, Vater, thu's nicht!" rief das Mädchen in heller Angſt.

„Du Närrchen," lachte der Vater, und die Waidgeſellen ſtimmten in das Gelächter ein. Es war Keinem zweifelhaft, was der Jäger als Schußgeld begehren würde, und die Angſt der armen Margarethe hielten ſie für jüngferliche Scham.

„Es gilt!" rief der Förſter und ſtreckte die Hand aus, „ein Mann, ein — —"

„Halt!" fiel ein alter Jäger ein. „Wenn aber das Stücklein nicht gelingt, was zahlt dann der Schütz als Buße?"

„Was ihr wollt," antwortete Witſch.

Margarethe war aufgeſtanden; ſie ſah todtenblaß aus.

„Dann ſoll er gehen," ſagte ſie, „ſo weit

ihn ſeine Füße tragen, und mir nie wieder unter die Augen treten."

Witſch biß ſich auf die Lippen.

„Gut, Jungfer," ſprach er knirſchend, „ſo ſoll's geſchehen. Die Hand her, Förſter Ich ſchlage ein, ein Mann ein Wort."

Der Pakt war geſchloſſen.

Während der Alte mit zitternder Stimme ſeine Tochter zurechtwies, machte der braune Witſch kurzen Abſchied und hob ſich hinweg. Draußen um den Schützenhof ſchlich eine Schaar handfeſter, raufluſtiger Geſellen, aber der, auf den ſie lauerten, entkam ihnen. Er trug vermuthlich Farnkrautſamen bei ſich.

* * *

Am Fuße des Thorſteins auf einer Waldlichtung lag die Förſterei, in welcher der alte Henner hauſte. Schwergemuth ſaß er auf der Steinbank vor der Thür, und der gefleckte Schweißhund, der ſich nicht weit davon niedergethan hatte, blinzelte zuweilen nach ſeinem Herrn hinüber. Er hätte ſeine Theilnahme gern durch eine ſtumme Liebkoſung an den Tag gelegt, aber er fand es gerathener, dem

übelgelaunten Mann nicht nahe zu kommen. Der Alte war unzufrieden mit ſich ſelbſt und wollte es doch nicht eingeſtehen. Er hätte einen Finger darum gegeben, wenn er den mit dem Forſtgehülfen geſchloſſenen Pakt wieder rückgängig hätte machen können, denn es war ihm jetzt klar, daß ſein Kind einen unbeſiegbaren Widerwillen gegen Witſch hatte, und wenn er ſich auch damit zu tröſten ſuchte, daß Abneigung oft im Eheſtand in Zuneigung verkehrt werde, ſo wünſchte er doch im Grund ſeines Herzens, Witſch möge die Kleeblattprobe nicht beſtehen.

Am Tage der Sonnenwende, der nach altem Herkommen von den Jägern feſtlich begangen wurde, ſollte der Forſtgehülfe ſeine Kunſt zeigen, und Sonnenwende war nicht mehr fern. Die arme Margarethe ging einher, bleich wie die Waldfrau, die Hirten und Kohlenbrennern in mondhellen Nächten zuweilen begegnet, und der Vater hatte kaum das Herz, ihr in die rothgeweinten Augen zu ſehen.

Nun besaß Margarethe eine Ziege, die hieß Schleierweiß, und ward im ganzen Gebirg keine Gais gefunden, die es ihr an Klugheit gleich that. Schleierweiß merkte recht wohl, daß ihre Herrin Leid im Herzen trug, und wenn sie auf die Weide geführt wurde, so sprang sie nicht wie sonst mit fröhlichen Sprüngen um Margarethe, sondern ging traurig hinter ihr her und ließ die Ohren hängen.

Der Vorabend des Sonnenwendtages war gekommen. Die Försterei war zum Empfang der Gäste mit Tannenreis und Laubgewinden geschmückt, aber die Insassen gingen einher, als ob ein Todter im Hause läge.

Margarethe hatte ihre Ziege gemolken, und nun saß sie auf dem Melkstuhl, hielt die Hände gefaltet im Schooß und weinte bitterlich.

„Ach, Schleierweiß," sprach sie kläglich, „warum muß ich so elend sein?"

Es war, als ob die Gais nur auf eine Anrede gewartet hätte, denn zum Erstaunen

des Mädchens that sie ihr rosenfarbiges Mäulchen auf und sprach:

„Du fragst zur guten Stunde. In der heiligen Sonnenwendnacht, da Alles los ist und wandelt, gewinnen wir Thiere Sprache, und ich darf dir antworten. Sprich, was dich kümmert, vielleicht kann ich dir helfen; ich bin keine gewöhnliche Ziege."

„Was bist du denn?" fragte die Jungfrau. „Bist du vielleicht eine verwunschene Prinzessin?"

„Nein," antwortete Schleierweiß, „ich bin etwas Besseres. Ich stamme in gerader Linie von einem der Böcke ab, die in grauer Zeit den Wagen des Alten gezogen haben, der drüben im Thorstein schläft. Doch davon weißt du nichts. Aber glaube mir, daß ich mehr bin als die anderen einfältigen Gaisen und daß ich dir zu helfen gewillt bin, wenn ich's vermag."

„Ach, gute Schleierweiß, wenn du das könntest!"

Und nun berichtete Margarethe, was sie kümmerte.

Die Ziege hörte aufmerksam zu. Als das Mädchen geendigt hatte, sprach sie:

„Dem braunen Witsch darfst du nimmermehr zu eigen werden. Der ist der Hölle verfallen, und ich weiß, warum. Morgen werden es drei Jahre, da hab' ich ihn im Wald belauscht. Es war um die Mittagsstunde drüben auf der Elbenwiese. Da stand er und hatte vor sich ein weißes Tuch ausgebreitet, und wie die Sonne am höchsten stand, schoß er nach dem Sonnenrad und drei Blutstropfen fielen herab auf das Tuch. Das nahm er auf und barg es an seiner Brust. Seit der Zeit geht ihm kein Schuß fehl, und er wird auch morgen die Kleeblättlein treffen, und stünde er hundert Stunden weit vom Ziel."

„Du siehst, mir ist nicht zu helfen," stöhnte Margarethe.

„Vielleicht doch," entgegnete Schleierweiß. „Es wäre nicht das erste Mal, daß Teufelskunst zunichte wird. Führe mich morgen vor Sonnenaufgang auf die Weide, vielleicht finde ich, was dir hilft."

„Wo steckt denn die Dirne?“ rief in diesem Augenblick die polternde Stimme des alten Henner, der seinen Kopf durch das Fenster des Stalles steckte. „Eingeschlafen beim Melken! — Komm heraus, Margarethe, und bereite mir das Nachtmahl.“

Das Mädchen fuhr empor vom Melkstuhl, auf dem sie eingenickt war, streichelte der guten Schleierweiß den Kopf und begab sich zu ihrem Vater.

Der Traum, denn ein solcher mußte es wohl gewesen sein, ging der Dirne aber doch im Kopf herum. Vor Tagesanbruch führte sie die Ziege auf die Weide, und als sie mit ihr nach der Försterei zurückkehrte, that Schleierweiß lustige Sprünge wie ein junges Böcklein, und Margarethe sah ruhig, ja fast heiter aus, so daß der Vater den grauen Kopf verwundert schüttelte.

Die geladenen Gäste kamen, und auch der Forstgehülfe Witsch fand sich ein. Er schaute frech drein und schien seiner Sache gewiß. Margarethe bot ihm den Will-

kommtrunk ebenso wie den übrigen Gästen, mied aber seine Nähe so viel als thunlich.

Als die Geladenen vollzählig waren, trat der alte Henner in ihren Ring und erneuerte das Versprechen, welches er beim Schützenfest seinem Waidgesellen gegeben hatte, und dieser erklärte sich auf Befragen bereit, das Probestück sogleich abzulegen.

Der Förster winkte mit kummervoller Miene seiner Tochter und sprach:

„Schaffe ein Kleeblatt zur Stelle und hefte es mit Wachs an das Scheunenthor!"

Ein Kleeblatt war schon zur Hand und Margarethe befestigte es mit zitternden Fingern an dem Thor.

Der junge Jäger nahm seine Weite. Hundert Schritte waren ausbedungen, aber der Uebermüthige verdoppelte die Anzahl aus freien Stücken. Das Kleeblatt war aus der großen Entfernung kaum zu erkennen. Einer der Jäger lud die Büchse vor den Augen der Uebrigen und reichte sie dem Schützen. Dieser hob das Rohr und drückte

ab, ohne merklich zu zielen; ebenso schnell ließ er die beiden anderen Schüsse folgen.

„Nun geht hin und seht zu!“ rief er siegesgewiß und blickte mit wilder Freude auf die schöne Margarethe, die mit hochklopfendem Herzen in der Ferne stand.

Die Zeugen eilten nach dem Scheunenthor, während Witsch auf die Jungfrau zuschritt.

Da rief's zu ihm herüber:

„Witsch, Ihr habt verloren; ein Blättlein sitzt noch am Stiel.“

„Unmöglich!“ schrie der Schütze und stürzte nach dem Thor. Aber es war keine Täuschung. Die drei Kugeln hatten nebeneinander das Holz durchgeschlagen, aber an dem Stiel des Klees haftete noch ein unversehrtes Blatt.

Die schwarzen Augen des Schützen schossen Blitze. Dann hob er die Faust gen Himmel und that einen greulichen Fluch, daß es den Männern eiskalt den Rücken hinunterrieselte, und schritt ohne Gruß in den wilden Wald hinein.

Die schöne Margarethe aber war zu

ihrer Gais geeilt und umſchlang lachend und weinend den Hals ihrer Retterin.

Die kluge Schleierweiß hatte am Morgen das Mädchen an eine Stelle geführt, wo es ein vierblättriges Kleeblatt finden mußte, und vier Blättlein mit drei Kugeln abzuſchießen, das vermag auch kein Freiſchütz.

Der unheimliche Witſch ließ ſich nicht mehr in der Gegend blicken; es war, als ob ihn die Erde eingeſchluckt hätte. Später wollen ihn Holzleute im Gefolge des Heljägers geſehen haben, doch bleibt die Sache dahingeſtellt.

Die Spuren der drei Kugeln ſind noch heutzutage an dem Scheunenthor zu ſehen, und auch einen Abkömmling der klugen Ziege Schleierweiß zeigte man mir, als ich mir an Ort und Stelle die Wundermär berichten ließ, und ſo muß die Geſchichte doch wohl wahr ſein.

Die Otterkönigin.

Es war einmal ein junger Schafhirt, der beſaß außer der groben Gewandung, die er auf dem Leib trug, noch zwei Dinge, ſeine Querpfeife und ſeine Mechthild, ein rundliches, braunes Mädel mit kirſchrothen Lippen. Die Pfeife hatte er ſich geſchnitzt, die Dirne hatte er im Wald gefunden, wo ihr Vater Kohlen brannte. Daß ſie einmal Mann und Frau werden mußten, darüber waren beide einig, auch der alte Köhler hatte nichts dagegen, und ſie hätten friſchweg in die Ehe treten können, wenn ſie außer ihrer Liebe noch etwas gehabt hätten, aber mit Liebe allein, und wäre ſie noch ſo heiß, kocht man keine Suppe und keinen Kindelbrei.

„Warten wir alſo,“ dachten ſie und harrten auf beſſere Zeiten.

Eines Tages ſaß die ſchöne Mechthild unweit des dampfenden Meilers, bei welchem ihr Vater mit dem Schürbaum thätig war, und neben ihr ſtand ihr Liebſter, während die Schafe ſich unter der Obhut des Hundes im Holz ergingen. Ueber dem Mädchen ſpannte eine alte Ebereſche ihre Zweige aus, an denen ſcharlachrothe Beerendolden hingen. Sie hatte eine Anzahl derſelben gepflückt und war nun damit beſchäftigt, die einzelnen Beeren an einen langen Faden zu reihen. Das gab eine prächtige Korallenſchnur. Wendelin, ſo hieß der junge Hirt, ſah der Dirne zu, wie ſie die kleinen Finger geſchäftig regte, und dann betrachtete er ihre rothen Wangen, ihre glatte Stirn und alle Schönheiten nach einander und dachte bei ſich: „Wie lieb ſie iſt!“

Jetzt war die Perlenkette fertig. Mechthild ſchlang ſie ſich um den dunkelbraunen, aufgewundenen Haarzopf und lachte wie ein fröhliches Kind ihren Geliebten an. Der

aber ſah auf einmal traurig drein. „Ach Mechthild,“ ſeufzte er, „warum bin ich ſo arm? Warum kann ich dir nicht ein goldnes Ringlein an den Finger ſtecken oder eine Granatſchnur um den Hals legen?“

„Es iſt nun einmal nicht anders,“ ſagte das Mädchen tröſtend. „Sind die rothen Beeren nicht auch ſchön?“

Der Schäfer ſchien ihre Worte nicht gehört zu haben. Er ſah nach dem Rauch, der von dem Meiler emporſtieg und in bläulichen Streifen über die Kronen der Föhren zog. „Warum will das Glück nicht bei mir Einkehr halten?“ ſprach er traurig. „Es liegt ſo mancher Schatz in den Bergen verſetzt und verzaubert, aber nur Tölpeln lacht das Glück, und wenn ſie jauchzend zugreifen wollen, ſo verſinkt das Gold meilentief in die Erde. Ich bin zu jeder Stunde der Nacht im Wald geweſen, aber mir leuchtet kein blaues Flämmchen auf, mir winkt keine weiße Frau, und kein Gezwerg führt mich zum Hort im hohlen Stein.“

„Wendelin,“ ſprach die Magd ernſt, „werde

kein Schatzgräber und Ruthengänger! Es kommt nichts gutes dabei heraus.“ Und ſcherzend fuhr ſie fort: „Du kannſt auf leichtere Art zu großem Reichthum gelangen durch den goldgehörnten Hirſch, auf dem die Frau Holle durch den Wald reitet. Alljährlich wirft der Zauberhirſch das Geweih ab. Such' nach, mein Wendelin! Das diesjährige muß noch irgendwo im Holz liegen.“

Der Köhler war herangekommen und hatte die letzten Worte gehört. „Hoho,“ ſagte er, „das Goldgeweih wünſcht ihr euch? Ihr verlangt viel. Thut's nicht auch eine Handvoll goldner Leinknoten oder die Springwurz des Schwarzſpechts? Oder wie wär's mit dem Krönlein der Otterkönigin, die unter dem rothen Stein am Waſſer wohnt? Wenn ich mir etwas wünſche, ſo iſt es der Farnſamen, der unſichtbar macht. Hei, das ſollte ein Leben werden! Was würde der dicke Bärenwirth für ein Geſicht machen, wenn ich ihm unbemerkt alle Abend ſein Mutterfäßchen leichter machte und ihm die größte Wurſt aus dem Keſſel fiſchte?“

Die Reden ſpannen ſich weiter. Es ward noch mancherlei geſprochen von dem Zauber, den der Wald umhegt, und der Schäfer wurde immer nachdenklicher. Sonſt hatte er ſeiner Liebſten zum Abſchied ein Stück auf der Querpfeife geſpielt, heute dachte er nicht daran, als die Stunde des Abſchieds gekommen war. Mit geſenktem Kopf ſchritt er vor der Herde her, die der Hund bellend zuſammenhielt.

Das Sonnenrad hatte ſeinen Lauf faſt beendet, und röthlicher Schimmer lag auf den Bergen, als der Hirt mit den Schafen am Ausgang des Waldes angelangt war. Vor ihm lag eine grüne Flur, die ein breiter, ſeichter Bach in zwei Hälften theilte, und jenſeits des Waſſers ſtand wie ein rieſiger Grabſtein ein einzelner Felſen von rother Farbe. Brombeerhecken und goldgelber Ginſter umwucherten ihn, und in ſeinen Spalten hafteten Mooſe und wilder Thymian. Hier alſo ſollte die Otterkönigin hauſen.

Der Hirt trieb die Schafe, nachdem ſie ihren Durſt gelöſcht hatten, durch den Bach,

denn das Dorf, wohin er und die Herde gehörten, lag am jenseitigen Bergesabhang. Er wollte an dem rothen Stein vorüber ziehen, wie er gewohnt war, aber er blieb gefesselt stehen, denn es war ihm, als habe sich etwas in dem Strauchwerk geregt.

„Wenn es die Otterkönigin wäre!" dachte er, und weil er einmal gehört hatte, daß die Schlangen Saiten- und Flötenspiel liebten, zog er seine Querpfeife aus der Schäfertasche und begann eine sanfte Weise zu spielen.

Und sieh und siehl Da hob sich aus dem Ginster das züngelnde Haupt einer großen, weißen Schlange, die trug ein funkelndes Krönlein.

Erschreckt setzte der Bursch die Pfeife ab, und im Augenblick war die Otter verschwunden.

Es war also Wahrheit, was der Köhler gesagt hatte. Scheu wich der Hirt zurück und trieb die Herde in weitem Bogen um den Stein und dem Dorf zu.

Die Otterkönigin oder vielmehr ihr goldner Hauptschmuck lag ihm nun Tag und

Nacht im Sinn. Aber wie ſollte er es anſtellen, um in den Beſitz des Kleinods zu gelangen? Der alte Dorfſchmied war ein weiſer Mann, der wohl mehr konnte als Brot eſſen; vielleicht war von dem etwas zu erfahren. Er begab ſich daher eines Abends nach der Schmiede, als Meiſter und Geſellen Feierabend gemacht hatten, fragte zum Schein um Rath wegen eines kranken Schafes und kam nach manchem Hinundherreden am Ende auch auf die Otterkönigin zu ſprechen. Er war vor die rechte Schmiede gegangen. Der alte Meiſter wußte ganz genau Beſcheid, wie man in den Beſitz des Krönleins gelangen konnte, und hielt mit ſeiner Wiſſenſchaft auch nicht hinter dem Berg.

„Wer der Otterkönigin die Krone rauben will," erklärte er, „hat nichts weiter zu thun, als vor der Höhle, darinnen ſie wohnt, ein weißes Tuch auf den Boden zu breiten. Alsbald kommt die Schlange, legt das Kleinod auf das Tuch und verſchwindet wieder. Jetzt heißt's raſch zugreifen und ſo ſchnell wie

möglich ein Waſſer zu erreichen trachten. Denn ſobald die Otterkönigin den Raub merkt, ſetzt ſie mit furchtbarem Ziſchen dem Flüchtigen nach, und kann er ſich nicht über ein Waſſer retten, ſo iſt er ein Kind des Todes. Gelangt er aber glücklich an's jenſeitige Ufer, ſo kann ihm der Wurm nichts anhaben, und das Krönlein iſt ſein eigen."

So erzählte der Schmied, und der Schäfer merkte ſich Wort für Wort.

Einige Tage ſpäter ſaß das ſchöne Kind des Kohlenbrenners vor ihrer Hütte. Da kam plötzlich ihr Geliebter haſtigen Laufs herbeigerannt, warf der Dirne einen kleinen, funkelnden Zackenreif in den Schooß und ſtürzte wie leblos zu Boden.

Mechthild ſchrie laut auf. Ihr Vater kam herzu, und ein Blick auf das Kleinod lehrte ihn, was vorgegangen ſei. „Er hat der Otterkönigin das Krönlein geraubt," ſprach er. Dann hob er den Bewußtloſen auf, trug ihn in die Hütte und mühte ſich den Ohnmächtigen wieder zum Leben zu bringen. Es gelang, aber die ganze Nacht

lag der Arme fiebernd auf dem Blätterlager; erſt am Morgen kam Ruhe über ihn.

Im Laufe des Tags erholte er ſich vollſtändig und erzählte. Angſt und Sorge wichen aus der Köhlerhütte, und Freude hielt ihren Einzug. Da lag das ſchwer errungene Schlangenkleinod vor den Liebenden, die Hand in Hand neben einander ſaßen und Zukunftspläne machten. Das Krönlein können ſie freilich nicht behalten, es muß zum Goldſchmied in die Stadt wandern, aber dafür wird demnächſt den Scheitel der ſchönen Mechthild die Brautkrone ſchmücken, und wenn der Hochzeitsjubel verrauſcht iſt, wird der Wendelin ſein junges Weib in ein kleines, freundliches Haus führen, und ſie wird das Feuer auf dem eignen Herd anzünden. — O Seligkeit, o Seligkeit!

Am andern Morgen ging Wendelin in ſein Dorf zurück. Den rothen Stein vermied er wohlweislich.

Das Krönlein der Otterkönigin hatte zwölf Zinken, und zwölf blutrothe Steine waren in den Reif eingefügt. Mechthild

nahm es, als ihr Geliebter fort war, aus der Truhe, in der ſie es geborgen hatte, und befeſtigte es im Haar. Das war freilich eine andre Zier als rothe Vogelbeeren. Hätte ſie nur auch ſehen können, wie ihr der Schmuck ſtand, aber in der Köhlerhütte war kein Spiegelglas. Wenn Mechthild ihr bräunliches Angeſicht ſchauen wollte, ſo lief ſie zu einem lebendigen Brunnen, der unweit des Meilers aus dem ſchwarzen Waldboden quoll, und dahin ging ſie auch jetzt. Sie beugte ſich über die klare Fluth und freute ſich des leuchtenden Haarſchmucks.

„Gelt, ich gefall' dir?“ ſagte ſie zu einem dicken Froſch, der am Rand der Quelle ſaß. Und der Froſch ſprach: „Quack,“ ſprang in's Waſſer und tauchte unter, um der Fröſchin auf dem Grund zu erzählen, welches Wunder er geſchaut. Eine graugrüne Eidechſe raſchelte im Laub; ſie hob den Kopf und betrachtete die geſchmückte Magd mit neugierigen Augen. Dann huſchte ſie in ihre unterirdiſche Kammer und berichtete ihren Schweſtern von der ſchönen Jungfrau mit dem Krönlein im

Haar. Und die blauen Meiſen kamen neugierig herangeflattert, und das Goldhähnchen ſträubte neidiſch die Haube, als es das blitzende Geſchmeide auf dem Kopf der Dirne ſah. Das Eichhorn lugte neugierig hinter dem Fichtenſtamm hervor, und das Wieſel machte ein Männchen, um über die Waldkräuter hinweg nach dem gekrönten Mädchen zu ſchauen.

Trapp, trapp, kam's jetzt heran; vielleicht war es das Hochwild, angelockt vom Schimmer des Kleinods. Aber nein, Hirſche und Rehe treten nicht den Boden mit beſchlagenen Hufen; das ſind Roſſe. Bunte Gewänder wurden zwiſchen den Baumſtämmen ſichtbar, und fröhliche Menſchenſtimmen ſchlugen an das Ohr der Dirne. Sie ſprang vom Brunnenrand empor und wollte dem Haus zueilen, aber ſchon hielten die Reiter vor der Köhlerhütte. Es waren Herren in reichem Birſchgewand und Damen in langwallenden Sattelkleidern, junge ſchlanke Falkner und bärtige, wetterbraune Jäger.

Das Mädchen neigte ſich tief. Der ſtattliche

Herr auf dem Rothſchimmel war der Graf, dem das Land zu eigen war, und die ſchöne Dame an ſeiner Seite war ſein junges Gemahl.

Unterwürfig beantwortete Mechthild die Frage nach dem nächſten Weg zu dem vom Waſſer durchfloſſenen Wieſengrund. Da fiel der Blick der Gräfin auf das Krönlein im Haar der Dirne, und überraſcht rief ſie aus: „Sag' an, liebe Magd, wo haſt du das ſeltne Kleinod her?"

Das Mädchen ſchwieg verlegen, aber der Köhler, der mittlerweile herangekommen war, gab die kluge Antwort: „Es iſt ein altes Erbſtück, gnädige Herrin, ein Stück Kriegsbeute, das mein Aeltervater aus Wälſchland heimgebracht hat. Gefällt es Euren Augen, ſo nehmt es."

Die Gräfin ließ ſich das Kleinod reichen, und die Ehrenfräulein, die ſie begleiteten, ſahen mit neugierigen Blicken auf das köſtliche Geſchmeide.

„Das Krönlein muß ich haben," ſprach die Dame und blickte ihren Eheherrn mit zärtlichen Augen an.

Der lächelte und löſte einen ſchweren Beutel vom Gürtel. „Nehmt das für die Krone,“ ſprach er zu dem Köhler, „es iſt Gold. Ihr thörichten Leute habt wohl nicht gewußt, was für einen Schatz eure Hütte barg?“

Die Fräulein befeſtigten die Krone mit zwei ſilbernen Nadeln auf der Sammethaube ihrer Herrin, dann gaben die Reiter den Pferden die Sporen, winkten grüßend dem Köhler und ſeiner Tochter zu und ſprengten durch das Holz.

Bald hatten die Jäger den Wald hinter ſich, und vor ihnen lag das weite Wieſenthal und der rothe Stein. Der träg dahin fließende Bach bildete hie und da Tümpel und kleine Teiche, die von Enten, Reihern und Waſſerhühnern häufig beſucht wurden. Die Falkner übergaben den Damen die Edelſperber, und aller Augen waren auf das Schilfrohr gerichtet, welches das Waſſer umſäumte.

Und jetzt flog mit rauſchendem Flügelſchlag ein Silberreiher empor. Raſch nahm

die Gräfin ihrem Federſpiel die Kappe vom Kopf und gab ihm den Aufſchwung. Kreiſchend ſtieg der Falke in die Höhe, bis er über dem Reiher ſchwebte. Dann ſtieß er herab, wich geſchickt dem dräuenden Schnabel aus und faßte den Vogel mit den Fängen. Eine Zeit lang war ein wildes Ringen in der Luft, dann beſchrieben beide eine Schraubenlinie, und mit klatſchenden Flügeln fiel der beſiegte Reiher in der Nähe des rothen Steins auf den Wieſengrund.

Die Gräfin war zuerſt an Ort und Stelle. Mit luſtgerötheten Wangen ſprang ſie aus dem Sattel, um den Reiher aus den Fängen des Falken zu befreien und ihm den ſilbernen Ring, der ihren Namen trug, an den Ständer zu legen. Da ſchrie ſie plötzlich laut auf und ſank zu Boden.

Die Jagdgenoſſen eilten beſtürzt herbei Der Graf nahm ſein junges Weib in die Arme und fragte beſorgt, was geſchehen ſei. Sie aber jammerte laut und deutete auf ihren Fuß. Der Graf beugte ſich nieder und ſah den ſeidenen Strumpf von einem

Blutstropfen geröthet. „Du haſt dich an einem Dorn verletzt," ſagte er lächelnd, „das hat nichts zu bedeuten." Die Dame aber wimmerte leis, ihre Schläfen fingen an heftig zu klopfen, und Todtenbläſſe legte ſich auf ihr Angeſicht.

Der erſchrockene Graf gab ſeine Befehle. Zwei Jäger mußten nach Aerzten reiten, er ſelbſt hüllte die fiebernde Frau in ſeinen Mantel, nahm ſie vor ſich auf den Sattel und ſprengte gefolgt von den Uebrigen mit verhängtem Zügel nach dem nächſten Dorf. Dort hieß er der Kranken ein Lager bereiten und harrte ängſtlich auf die Ankunft der Aerzte.

Das Uebel verſchlimmerte ſich von Stunde zu Stunde. Der alte Schmied, der zu Rath gezogen wurde, beſah die Wunde und meinte kopfſchüttelnd, das ſei nicht der Stich eines Dorns, vielmehr der eines giftigen Gewürms. Derſelben Anſicht waren auch die ſpäter eintreffenden Aerzte. Sie ſprachen lateiniſch miteinander, zuckten die Achſeln und thaten mit Salben und Tränken, was ihnen ihre

Kunſt vorſchrieb. Aber es trat keine Beſſerung ein. Die Kranke wurde ſchwächer und ſchwächer, und als der Abendſtern über dem Wald ſtand, lag ſie bewußtlos auf dem Schmerzenslager. Draußen vor der Thür aber ſtand der Tod.

Unterdeſſen trieb Wendelin, der Schäfer ſeine Herde dem Dorf zu. Mechthild hatte ihm erzählt, daß die Gräfin das Schlangenkrönlein gekauft habe, und dann hatten ſie die Goldſtücke gezählt und über die Verwendung des Geldes Rath gepflogen. Wohlgemuth ſchritt jetzt der Hirt vor ſeiner Herde her und blies ſich ein Stücklein auf der Querpfeife.

Da verſagte ihm plötzlich der Athem, und ſeine Haare ſträubten ſich. Aus dem Strauchwerk vor ihm ringelte ſich die Otterkönigin und hob ihr kronenloſes Haupt züngelnd empor.

„Steh, oder du mußt ſterben!“ ziſchte ihm die Schlange zu, und der Arme ſtand und klammerte ſich mit zitternden Händen an ſeinen Schäferſtock.

„Horch' auf, Geſell, was ich dir ſage," ſprach die Schlange. „Die Frau, die meine Krone trägt, iſt dem Tod verfallen; ich habe ſie in den Fuß geſtochen. Aber ich hüte das Kraut, deſſen Saft ſie geſund macht. Folge mir, ich will dir das Heilkraut zeigen."

Die Schlange glitt durch das Gras, und der Hirt folgte ihr mit klopfendem Herzen. Am rothen Stein machte die Otter halt. Sie pflückte ein Kraut und reichte es dem Schäfer. Es war ein zartes Pflänzchen und glich einer geſpaltenen Schlangenzunge.

„Nun eile," ſprach die Otter, „ſo ſchnell du kannſt hinüber in das Dorf, wo die Kranke liegt, und träufle ihr einen Tropfen von dem Saft des Krautes auf die Wunde, ſo wird ſie geneſen. Als Lohn aber heiſche das Krönlein und bring mir's zurück. Das ſollſt du mir zuſchwören."

Zitternd ſchwor der Hirt, wie es die Otterkönigin verlangte, dann eilte er nach dem Dorf und ließ ſich zu der Erkrankten führen.

Die Gräfin lebte noch, aber ihr Athem

ging ſchwach. Zu ihrer Rechten ſaß der Graf und hatte ſein Geſicht in den Händen geborgen; zu ihrer Linken ſaß ein Prieſter und murmelte Gebete.

„Verſuche deine Kunſt,“ ſprach der Graf zu dem Schäfer. „Gelingt dir die Heilung, ſo will ich dich reich machen.“

Da ſchickte der Hirt ein Stoßgebet zum Himmel und träufelte von dem Saft des Krautes einen Tropfen in die Wunde. Alsbald ſchlug die Kranke die Augen auf und athmete tief. Dann hob ſie ihr ſchönes Haupt aus den Kiſſen und blickte ihren Gemahl mit innigen Blicken an. Und von Stund an nahm das Fieber ab, und mit dem Morgenroth waren auch die Wangen der Gräfin wieder blühend wie zuvor, und alles Gebreſt war von ihr gewichen.

Gern gab ſie das Krönlein dem Schäfer, der ſie geheilt hatte, und dieſer, getreu ſeinem Schwur, trug es unverweilt zu dem rothen Stein am Waſſer, wo es die Otterkönigin in Empfang nahm.

Auch der Graf hielt Wort. Er begabte

den Retter seiner Gemahlin mit einem stattlichen Hof, in welchen Mechthild bald als Hausfrau ihren Einzug hielt.

Ob die Otterkönigin noch unter dem rothen Stein wohnt und ob sie ihr Krönlein noch trägt, das konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Der Bauernhof aber, den der Graf dem Schäfer geschenkt, steht noch heute und heißt der Schlangenhof.

Das ſtählerne Schloß.

Mitten im Wald lag ein ſchwarzgrüner See, und uralte Tannenrieſen ſtanden um ihn her. Die Quellen, die wie übermüthige Rehzicklein von allen Höhen herabſprangen, wurden ſtiller und ſtiller, wenn ſie ſich dem Weiher näherten, und glitten am Ende lautlos in das dunkle Waſſer. Kamen ſie dann am Ausfluß des Sees zu einem ſtattlichen Bach vereinigt wieder zum Vorſchein, ſo war's, als ob ſie Unheimliches geſehen hätten, denn ſie rannen haſtig über Kies und Geſtein, und erſt wenn der Bach ein gutes Stück Wegs zurückgelegt hatte, fingen die Wellen wieder an zu murmeln

und zu plaudern, und die Waſſeramſel mit dem weißen Bruſtlatz, die am Ufer ihr Neſt hatte, vernahm ſeltſame Dinge.

Nun lebte in einem der Dörfer, die im Waldgebirg zerſtreut lagen, ein junger Fiſcher, der mit Netz, Angel und Reuſe ſeinen Lebensunterhalt gewann. Die bunten Forellen der Quellenbäche drängten ſich um die Lockſpeiſe die er auswarf, und wenn er ſein Netz durch das Waſſer des Waldſees zog, zappelten in den Maſchen rieſige Hechte und dicke Welſe mit langen Schnauzbärten, ſo daß er ſchier Mühe hatte ſeinen Fang an den Mann zu bringen.

Eines Tages ſaß er am Ufer des Sees und blickte nach der Angel. Da war es ihm, als ob er im Waſſer dicht unter dem Spiegel ein Frauenantlitz von ſeltener Schönheit erſchaute. Er erſchrak und ſprang von ſeinem Sitz empor. Da rauſchte es im Gebüſch, und als er umblickte, ſah er einem Mädchen, welches eine Senſe über der Schulter trug, in die milden Augen.

„Biſt fleißig, Heini?“ frug die hübſche

Dirne, und der Fiſcher ſtand Red' und Antwort, wie ſich's gebührt.

„Heini," fuhr das Mädchen fort, „laß dir rathen; ich meine es gut mit dir. Laß das Fiſchen im See. Die Leute erzählen ſich grauſige Geſchichte von, von . . . ."

„Von der Nixe," fiel ihr der Burſch in's Wort.

„Still, um Gotteswillen ſtill!" ſprach das Mädchen ängſtlich. „Höre auf mich, Heini, und meide das ſtille Waldwaſſer, findeſt ja anderwärts Fiſche genug. Wäre doch ſchad' um dich, wenn ſie eines Tages deinen Hut auf dem Waſſer ſchwimmen fänden."

„Gertrud," ſprach der Fiſcher warm, „möchteſt du dich darum grämen?"

Das Mädchen wandte ſich zur Seite. „Ja, leid ſollt' es mir thun, herzlich leid, denn ich bin dir gut wie eine Schweſter. Das weißt du längſt."

„Wie eine Schweſter," ſeufzte der Burſch, und dann war tiefe Stille.

Im See ſchnalzte ein Fiſch, und Heini griff wie im Traum nach ſeiner Angelruthe.

„Leb' wohl," ſprach das Mädchen.

„Leb' wohl, Gertrud. Wo geht dein Weg hin?"

„Nach der Waldſchmiede. Die Senſe ... Du weißt, das Heuen fängt an. Der Schmied ſoll die Senſe herrichten."

„Geh!" ſagte der Fiſcher rauh und kehrte ſein Geſicht nach dem See.

Noch einmal ſagte das Mädchen mit leiſer Stimme: „Leb' wohl, Heini, thu das, um was ich dich gebeten."

Aber der Burſche gab ihr keine Antwort. Die Dirne wandte ſich und ging in den Wald hinein.

Stumm und finſter ſah der Fiſcher nach der zuckenden Angelſchnur, und als er einem mächtigen Hecht, den er an's Land gezogen, die Kehle mit dem Meſſer durchſchnitt, funkelten ſeine Augen in unheimlichem Licht.

Lange ſaß der Burſch am Weiher. Die Spitzen der Berge färbten ſich röthlich, und die Bäume warfen rieſige Schatten auf den Waſſerſpiegel. Eine Elſter flatterte heran, lachte nach ihrer Art und ſprach:

Schwarz und weiß iſt mein Kleid,
Schwarz der Schmied und weiß die Maid.
Als der Schmied ſein Lieb geherzt,
Hat ihr Stirnlein Ruß geſchwärzt.

Mit lautem Gelächter flog die Schalaſter in den dunklen Wald, und der Fiſcher raffte mit ſchwerem Herzen ſein Geräth zuſammen und verließ den See.

* * *

Wochen waren in's Land gegangen. Wieder ſaß Heini am Waldweiher, aber er fiſchte nicht. Er hatte das Haupt auf die Fäuſte geſtützt und ſtarrte in's Waſſer. Der Arme ſah elend aus; verſchwunden war die Röthe der Wangen, und ſeine Augen blickten trüb. Und wie er ſo in die Tiefe ſtarrte, da glaubte er wiederum eine liebliche Frauengeſtalt zu ſehen, die ihm mit der weißen Hand winkte.

„Ja, da unten wäre ich am beſten aufgehoben," ſtöhnte er. „O wenn doch alles aus wäre!"

Ein leiſes Kichern ſchreckte ihn empor. Er blickte hinter ſich, aber es war diesmal kein rothwangiges Mädchen, das hinter ihm ſtand, ſondern ein altes, zahnloſes Weib. Am

Arm hing ihr ein Korb gefüllt mit ſcharlachrothen Giftpilzen.

„Ach, Ihr ſeid's, Mutter Brigitte?"

„Ja, mein Söhnchen, bin's. Hab' dein Seufzen gehört weit drinnen im Wald. Weiß auch, warum du ſtöhnſt wie ein herzſpältiger Baum. Bin heut in der Kirche geweſen und habe gehört, wie der Pfarrer dein blondgezöpftes Liebchen mit dem Hans aus der Waldſchmiede von der Kanzel herunter verkündigt hat. Hab' auch das Brautlinnen der Jungfer geſehen und die bunte Bettſponde mit den zwei rothen, flammenden Herzen."

„Schweig' Weib!" knirſchte der Fiſcher.

„Hoho, nicht ſo jach, mein Söhnchen! Schluck's hinunter.

Sch'anke Dirnen, friſch und jung
Giebt's noch unter'm Mond genung.

Iſt's nicht die, iſt's eine andre."

Der Burſche bedeckte die Augen mit der Hand und winkte dem Weib zu gehen. Aber die Alte ging nicht.

„Biſt mein Herzblatt, mein Söhnchen," ſprach ſie ſchmeichelnd. „Haſt mir manchen

Fiſch zum Süpplein gebracht, und der Otterbalg, den du mir zur wärmenden Haube geſchenkt, iſt dir nicht vergeſſen. Will dir helfen, mein Goldjunge, will dir helfen."

Der Burſche fuhr jählings in die Höhe. „Mutter Brigitte," ſprach er bebend, „die Leute ſagen . . . ."

„Ich ſei eine Hexe. Nein, die Ofengabel zu ſalben, daß ſie mich zum Schornſtein hinaus und durch die Luft trägt, das vermag ich nicht, aber ich weiß Sächelchen, mein Söhnchen, Sächelchen, die außer mir wenig Leute kennen, und wenn du willſt, ſo ſtehe ich dir mit meiner Kunſt zu Dienſten."

„Vermögt Ihr den Liebestrank zu kochen, Mutter Brigitte?" frug Heini in flüſterndem Ton.

„Nein, aber ich weiß ein ander Stücklein. Und thuſt du, was ich dir ſage, ſo wird ſie nimmer ſein Weib trotz Ringwechſel und Pfaffenſegen. Wenn er liebeglühend ſeine angetraute Braut umarmen will, ſo ſoll ſie ſich von ihm abwenden, und wenn ſie ſehnend die Arme um ſeinen Hals flicht, ſo

ſoll er ſie zurückſtoßen. Das vermag ich, und den Zauber will ich dich lehren. Am Ende, wenn er ſie verläßt oder ſie ihn, wird ſie doch noch dein eigen."

„Laß hören," ſagte Heini leiſe, und das Weib begann ihm in's Ohr zu raunen:

„Kaufe beim Schloſſer ein ſtählernes Hängeſchloß und bezahle den geforderten Preis ohne zu feilſchen und ſprich dazu: in Gottes Namen. Dann begieb dich am Tag der Hochzeit zur Kirche — hab' wohl Acht, mein Söhnchen — und wenn der Pfaff am Altar das Paar zuſammengiebt, ſo klappe das Schloß zu und ſprich leiſe: in Teufels Namen. Dann wirf das Schloß in den See, und es wird kommen, wie ich es dir vorausgeſagt. Haſt du mich verſtanden?"

„Ich habe Euch verſtanden," antwortete der Fiſcher, und ein Schauer rieſelte ihm eiskalt den Rücken hinunter.

* * *

Die Glocken riefen vom Thurm, und durch die Bogenthür der Kirche drängten ſich frohe Menſchen in bunten Feierkleidern. Der junge

Waldſchmied freit die ſchöne Gertrude. Ja, die iſt freilich ſchön, und ihr gelbes Haar leuchtet im Sonnenſtrahl, der ſchräg durch das Fenſter fällt, noch heller als die Brautkrone aus Flittergold und Glaskorallen. Jetzt ſetzt ſich der Kantor auf die Orgelbank; ſein faltenreiches Geſicht glänzt freudig, denn er denkt an den hochzeitlichen Hirſebrei, der nach altem Herkommen ſo ſteif ſein muß, daß der Löffel darin aufrecht ſteht und an die Hammelkeulen, die auf den Brei folgen. Er zieht alle Regiſter, in mächtigen Klängen brauſt die Orgel durch den Raum, und die hölzernen Poſaunenengel über der Kanzel blaſen die Backen noch mehr auf als ſonſt. Dann wird's ſtille, der Pfarrer erhebt ſeine Stimme und ſpricht zu dem Paar, das vor dem Altar kniet. So rührend wie heut hat er's noch nie gemacht. Die Weiber taſten nach den Tüchern, und hie und da wird leiſes Gluckſen und Schluchzen vernehmbar.

Jetzt nahm der Geiſtliche von dem Teller, der auf dem Altar ſtand, die Trauringe. Da ſchlug die Braut ihre Augen auf, aber ſchnell

ſenkte ſie die Lider zu Boden, denn an einem Pfeiler lehnte der Fiſcher Heini. Er ſah todtenblaß aus, die rechte Hand hielt er in der Taſche ſeines Wamſes, und ſeine Lippen bewegten ſich leiſe. Die Braut hörte nicht mehr, was der Pfarrer ſprach, ſie hörte auch nicht die Glückwünſche der Verwandten und Gefreundeten, die ſie nach beendigter Handlung umringten. Wie eine Nachtwandlerin ging ſie an der Seite ihres Angetrauten aus der Kirche.

Der Zug ſetzte ſich nach dem Hochzeitshaus in Bewegung, das war geſchmückt mit Laubgewinden, und droben auf dem Giebel ſtand ein Tannenbäumchen mit flatternden Bändern geziert. Die Muſikanten kräftigten ſich durch einen guten Schluck für die bevorſtehende Mühſal, und bald klangen fröhliche Geigen- und Pfeifentöne in die ſonntägliche Stille hinaus.

Unterdeſſen eilte Einer mit ſchnellen Schritten dem Wald zu. Im Herzen trug er grimmiges Weh, in der Taſche ein zugeklapptes Schloß. Er nahm ſeinen Weg

nach dem Waldsee. Dort saß er am Ufer einen ganzen Tag und hielt das Schloß zaudernd in seiner Faust. Die kleinen, grauen Bachstelzen trippelten auf dem Ufersand zu seinen Füßen und sahen neugierig zu dem bleichen Gesellen empor. Fische sprangen über die Fluth hin, und ihr Schuppenkleid blitzte wie Silber im Sonnenschein. Die blaugrünen Wasserjungfern tanzten auf den Wellen und nippten von dem Naß. Aber er achtete nicht der Kreatur. Die Sonne neigte sich den Kämmen der blauen Berge zu, die Schatten wurden länger, und noch immer saß der Fischer brütend am Weiher.

Da klang's in der Ferne wie Geigentöne, und der Klang kam näher und näher. Der Bursche horchte auf und stöhnte. Jetzt führt der Schmied seine Braut heim, und Hochzeitsgäste und Musikanten geben dem Paar das Geleite.

Heini biß die Zähne zusammen und zog das Stahlschloß hervor. Eine Eule flog vorüber, und im Flug ließ sie ihre Stimme hören. „Thu's, thu's, thu's," klang der Eulen-

ruf, und in weitem Bogen flog das Schloß in den Weiher. Vom Schauer gerüttelt floh Heini in den Wald hinein.

* * *

Der Zauber, welchen die Alte den Fischer gelehrt hatte, war kräftig. In die Waldschmiede war statt der erhofften Freude bitteres Leid eingezogen. Scheu gingen sich die Neuvermählten aus dem Weg, und waren sie getrennt, so verzehrte sie Liebessehnsucht; sie konnten sich nicht angehören, Giftregen war auf ihre Liebe gefallen, und die Liebe konnte doch nicht ersterben. Die schöne Gertrud schwand dahin wie ein Schatten, und auch den kräftigen Leib des jungen Schmiedes schwächte Siechthum. „Denen hat's jemand angethan," flüsterten die Weiber im Dorf, und in den Spinnstuben wurde viel Schauerliches erzählt.

Auch über den Fischer war es gekommen wie ein schweres Gebrest. Unthätig strich er in Wäldern und Fluren herum und mied die Menschen. Begegneten ihm Leute aus dem Dorf, so blickten sie ihm mitleidig nach

und deuteten auf die Stirn; sie hielten den Unglücklichen für irrsinnig. Irrsinnig war er zwar nicht, aber bittere Reue quälte ihn, als er schaudernd inne geworden war, was für Unheil er angerichtet hatte.

Endlich suchte er die alte Brigitte in ihrer Hütte auf und bat sie fußfällig den Zauber zu lösen.

Das Weib kicherte. „Hast ein weiches Herz, mein Söhnchen, aber ich will dir helfen, will den Zauber lösen. Schaff' mir das Schloß zur Stelle. Ein tüchtiger Hammerschlag „in Gottes Namen" geführt sprengt das Stahlschloß und macht den Zauber zunichte. Bring mir das Schloß, mein Goldsöhnchen."

Der Bursche schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn und stürzte aus der Hütte der Alten, die schadenfroh hinter ihm drein kicherte.

„Schaff' das Schloß zur Stelle," klang es ihm beständig in den Ohren, als er wieder ruhelos den Wald durchstreifte, „schaff' das Schloß zur Stelle." Und er lenkte seine

Schritte nach dem Waldsee, den er seit jener dunklen That ängstlich gemieden hatte.

Der Abendwind strich über den schwarzgrünen Weiher, und der Schein des Mondes zitterte in dem leis bewegten Wasser. Am Ufer auf einem bemoosten Stein saß eine Frauengestalt in weißen Gewändern. Sie hatte langwallendes, goldblondes Haar und trug einen Kranz von Schilf und weißen Neckenlilien.

„Kommst du endlich wieder an meinen See, du liebes Menschenkind?" sprach die Nixe zu dem Fischer, „lang, lang habe ich auf dich geharrt, aber ich wußte, daß du mir wiederkehren würdest. Komm, steige herunter in meinen Lustgarten und vergiß in meinen Armen die Menschen, die dich gequält und deine rothen Wangen bleich gemacht haben, vergiß Erde, Himmel und Sonnenlicht." Sie schmiegte sich an den schwerathmenden Gesellen und umschlang seinen Nacken mit ihren schimmernden Armen. „Sieh," sprach sie weiter, „ich trage das Pfand, das du mir gegeben," und mit diesen

Worten hob sie das stählerne Schloß empor, das ihr an einer Korallenkette auf die Brust niederhing. „Du bist mein."

Mit hastigem Griff erfaßte der Fischer das Schloß. „Gieb es zurück, gieb es zurück!" rief er, aber die Nixe schüttelte lächelnd den Kopf und preßte den Burschen fester in die Arme. „Komm!" raunte sie ihm in's Ohr.

„Gieb mir das Schloß!" rief der Fischer flehend, „gieb mir das Schloß und laß mich damit ziehen, nur auf kurze Frist. Ich schwöre dir's zu, ich kehre noch in dieser Nacht an den See zurück und will ewig bei dir bleiben. Gieb mir das Schloß!"

Die Nixe löste das Schloß von der Kette und sprach: „Wohlan, ich gebe dir das Pfand zurück, aber nur gegen ein anderes. Gieb mir einen der braunen Ringel, die deine Stirn umspielen.

Heini zog sein Messer und trennte sich vom Haupt eine Locke, die er der Nixe reichte. Sie barg sie in ihrem Gewand und übergab dem Fischer das Stahlschloß. „Vergiß nicht, was du mir gelobt. Ich halte

die Locke und halte dich an der Locke. Und hier nimm meinen Schleier. Bist du wiedergekehrt von deinem Gang, so gürte den Schleier um deine Hüfte und steige unverzagt in das Wasser. Drunten harre ich deiner, du süßer Trautgesell, drunten erwarten dich der Freuden mehr als der Tannenwald Nadeln hat und Wassertropfen der See. Kehre bald wieder."

Die Wasserminne sprach's, küßte den Burschen auf den Mund und stieg in die dunkle Fluth. Aber bevor sie untertauchte, wandte sie ihr Antlitz noch einmal nach dem Geliebten und sprach warnend: „Vergiß den Schleier nicht, sonst bist du verloren, und ich selbst könnte dich nicht vom Tod erretten; vergiß den Schleier nicht!"

Mit diesen Worten tauchte sie unter, der Fischer aber eilte mit dem Schloß von hinnen.

* * *

An der Esse in der Waldschmiede saß trübsinnig der junge Meister und blickte starr in die Gluth der Kohlen. Da knarrte die Thür, und herein trat Heini, der Fischer.

Mit feindſeligen Blicken empfing der Schmied den ſpäten Gaſt und fragte barſch nach ſeinem Begehren.

„Ich habe eine Bitte an dich,“ ſagte der Fiſcher, „leihe mir auf einen Augenblick deinen ſchwerſten Hammer.“

Der Andre blickte mißtrauiſch auf ſeinen Nebenbuhler. Was will der Irrſinnige mit dem Hammer? Will er ſich durch einen Streich in den Beſitz des geliebten Weibes ſetzen? Aber er iſt Manns genug einem Mordanfall zu begegnen, darum reichte er dem Fiſcher den Hammer und faßte eine Eiſenſtange um nöthigen Falls den Angriff abzuwehren.

Der Fiſcher trat an den Amboß, und der Schmied ſah ſtaunend, wie er ein Schloß darauf legte.

„In Gottes Namen!“ rief Heini und ſchwang den Hammer. Dröhnend fiel er nieder, und die Splitter des Stahlſchloſſes flogen in der Schmiede umher.

Hierauf zog Heini aus ſeinem Wams ein zartes Gewebe und warf es in die Gluth

der Esse. Eine Flamme flackerte auf und sank augenblicklich wieder zusammen. Dann reichte er dem Schmied die Rechte und sprach leise: „Leb' wohl und sei glücklich!" Mit diesen Worten schritt er aus der Thür und verschwand im Dunkel der Nacht.

Kopfschüttelnd hatte der Schmied dem Thun des Irrsinnigen zugeschaut, und er stand noch immer in Gedanken versunken, als sich zwei weiche Arme um seinen Hals schlangen und zwei heiße Lippen die seinigen suchten. Lachend und weinend hing sein junges Weib an seinem Nacken und stammelte Worte der Liebe, und er hob sie auf mit starken Armen und trug sie in die Kammer.

Der rothe Schein in der Waldschmiede erlosch, und ein fröstelnder Mann, der athemlos unter dem niedrigen Fenster gekauert hatte, erhob sich und schritt leise in den finstern Wald.

In die Schmiede zog Glück und Segen ein, und hervor ging eine Schaar rothwangiger Buben und Mädchen.

Der Fiſcher Heini war ſeit jener Nacht verſchwunden, und kein ſterbliches Auge hat ihn mehr geſehen. Der Bach aber, der aus dem Waldſee kommt, weiß eine neue, ſchauerliche Mär von einem todten Jüngling, der auf dem Grund des Sees in einem Kryſtallſarg ruht und von einer ſchönen Nixe, die zu ſeinen Häupten ſitzt und weint.

Trudchen im Wald.

Es war einmal ein reicher Graf, der hatte eine ſchöne Frau und ein kleines Töchterchen mit krauſem Lockenhaar und blauen Augen, das hieß Trudchen. Der Graf beſaß neben vielen Gütern auch ein altes Jagdſchloß, das lag im Wald, und der Wald wimmelte von Hirſchen, Rehen und anderem Gewild.

Wenn die Eichen grün geworden waren, zog der Graf mit Weib und Kind, Knecht und Magd in das Waldſchloß und pflog des fröhlichen Waidwerks bis in den Spätherbſt hinein. Dann kamen häufig

Gäſte aus der Nachbarſchaft, und es ging allezeit laut und luſtig zu.

Wieder einmal ſollte eine große Jagd abgehalten werden. Im Schloßhof ſtanden die geſattelten Pferde und ſcharrten ungeduldig mit den Hufen, die zuſammengekoppelten Hunde zerrten an den Leinen und waren kaum zu halten, und die Jagdfalken ſchlugen mit den Flügeln.

In der geöffneten Thür der Vorhalle, die mit rieſigen Hirſchgeweihen und Eberköpfen geziert war, ſtand Trudchen neben ihrer Wärterin und freute ſich über die ſchönen Pferde und die gefleckten Hunde.

Jetzt trat der Graf mit ſeinen Jagdgeſellen in den Hof, und auch Trudchens Mutter kam; ſie trug ein langes Sattelkleid von grünem Sammt und wallende Straußenfedern auf dem Hut. Sie küßte Trudchen und ließ ſich auf ihr weißes Roß heben. Der Graf hob ſein Töchterchen empor, liebkoſte es und ſprach: „Wir reiten in den Wald, wo die gefleckten Hirſchkälbchen ſpringen, und wenn ich den Oſterhaſen ſehe,

ſo will ich ihm einen Gruß von meinem Trudchen ausrichten und ihm ſagen, daß er dir nächſtes Jahr wieder ein Neſt voll bunte Eier legt.“ Und das Kind lachte und küßte mit ſeinem rothen Mündlein die bärtigen Lippen des Vaters. Dann ſchwang ſich dieſer auf ſeinen Rappenhengſt, und der Zug ritt durch das Burgthor. „Frau Urſula, habt fein Acht auf die Kleine!“ rief der Graf beim Scheiden der Wärterin zu und winkte noch einmal mit der Hand. Dann war er verſchwunden.

Am Nachmittag desſelben Tages ſpielte Trudchen im Garten. Frau Urſula hatte ihr die Geſchichte vom alten Oſterhaſen und ſeinen ſieben Jungen zweimal hintereinander erzählt, und nun ſaß die Gute ſanft ſchlummernd auf der Steinbank unter der bienenumſummten Linde.

Die Kleine hatte ein Marienkäferchen gefangen und fing an die Punkte auf den rothen Flügeldecken zu zählen, aber ehe ſie damit fertig wurde, flog der Käfer davon. Trudchen lief ihm nach, bis ſie ihn aus dem

Gesicht verlor. Da hing an einer Glockenblume ein brauner Schmetterling mit großen Augen auf den Flügeln. Trudchen wollte ihn vorsichtig ergreifen, aber, husch war der Falter fort und jenseits der Gartenmauer.

Da hinüber konnte ihm Trudchen freilich nicht folgen, aber wozu war denn die Thür in der Mauer? Die Kleine stellte sich auf die Zehen und klinkte das Schloß auf, und da war sie im Eichenwald.

„Also hier wohnt der Osterhase mit seinen sieben Jungen," dachte Trudchen. Sie spähte umher, aber die Häschen mußten wohl tiefer drinnen im Wald wohnen. Darum lief die Kleine auf gut Glück weiter.

Sie hatte schon eine hübsche Strecke zurückgelegt und dachte eben darüber nach ob es nicht besser sei umzukehren, da flatterte eine schwarz und weiß gescheckte Elster heran und vertrat ihr den Weg.

„Was hast du da für eine glitzernde Kette um den Hals?" sprach die Elster und sah Trudchen tückisch von der Seite an.

„Gieb mir die Kette oder ich hacke dich mit meinem Schnabel.“

Da erſchrak das arme Kind, neſtelte mit zitternden Händen die Goldkette vom Hals und warf ſie der Elſter hin. Die faßte das Geſchmeide mit dem Schnabel und flog damit fort.

Jetzt war der Kleinen der Wald verleidet. „O weh, mein Kettchen!“ jammerte ſie, „wie werden ſie mich zu Hauſe ſchelten, wenn ich ohne meine Halskette komme.“ Trudchen wandte ſich und lief, wie ſie meinte, den Weg zurück, den ſie hergekommen, aber ſie gerieth nur immer tiefer in den Wald hinein.

„Huhu!“ rief's da aus einem alten, hohlen Baum heraus, und als Trudchen erſchreckt empor ſchaute, gewahrte ſie eine Eule, die ſie mit großen, feuerigen Augen anglotzte und mit dem krummen Schnabel knappte. „Huhu!“ ſagte die Eule, „was haſt du da für einen ſchönen Schleier auf dem Kopf? Gieb mir den Schleier, oder ich kratze dich mit meinen Krallen.“

Trudchen bebte wie Espenlaub. Sie warf den Schleier von sich und lief weiter, so schnell sie konnte. Die Eule aber nahm den Schleier an sich, und hing ihn sich über das Gesicht. Nun war sie eine Schleiereule.

Wieder irrte das Kind durch den Wald ohne Weg und Steg. Wurzeln ringelten sich über den Weg wie braune Schlangen, und die Hecken rissen Trudchen am Kleid mit ihren Dornenkrallen. Da raschelte es in der Krone eines Baumes, und ein rothes Eichhorn fuhr am Stamm herunter.

Das wird mir nichts zu Leide thun, dachte die Kleine, aber da hatte sie sich geirrt; das Eichhorn war um kein Haar besser als Elster und Eule.

„Ei, was hast du für ein schönes Häubchen," sprach es, „das wäre ein warmes, weiches Nest für meine Jungen. Gieb mir die Haube, oder ich beiße dich mit meinen spitzigen Zähnen."

Da gab die Kleine ihre Haube hin und setzte weinend ihre Wanderung fort. Ihre

Füße wollten sie kaum noch tragen, aber die Angst trieb sie vorwärts.

Jetzt wurde der Wald licht, und Trudchen betrat eine sonnenbeglänzte Wiese. Blaue Glockenblumen und rothe Nelken standen im Gras, und bunte Schmetterlinge tanzten in der Luft. Aber Trudchen dachte nicht daran Schmetterlinge zu fangen oder Blumen zu pflücken. Sie setzte sich in's Gras nieder und weinte und schluchzte, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen müssen.

Da kam aus dem Wald geschritten ein alter Mann mit einem langen, grauen Bart. Er trug auf dem Kopf einen großen Hut mit breitem Rand und einen weißen Stab in der Rechten. Hinter ihm her flogen zwei Raben.

Und durch die Gipfel der Eichen ging ein Brausen, und Bäume, Büsche und Blumen neigten sich.

Der Mann kam gradeswegs auf Trudchen zu, blieb vor ihr stehen und fragte mit sanfter Stimme: „Warum weinst du, mein Kind?"

Trudchen faßte Zutrauen zu dem alten Mann und erzählte, wer sie sei und was ihr die bösen Thiere zu Leid gethan.

„Sei ruhig, Trudchen," sprach der Alte freundlich. „Ich will dich nach Hause bringen lassen." Er winkte den Raben. Diese flogen ihm auf die Schultern und lauschten aufmerksam den Worten, die der Mann zu ihnen sprach. Dann schwangen sie die Flügel und flogen pfeilschnell fort.

Es dauerte nicht lange, so kamen sie wieder zurück, aber sie brachten noch jemanden mit, das war der Storch.

Wie der Storch des alten Mannes mit dem breiten Hut ansichtig wurde, verneigte er sich so tief, daß die Spitze seines rothen Schnabels den Erdboden berührte, und dann stand er demüthig da wie ein Knecht, der des Herrn Befehle erwartet.

Und der alte Mann sprach: „Lieber und getreuer Meister Adebar, du siehst hier das verirrte Kind. Weißt du, wo es daheim ist?"

Der Storch betrachtete die Kleine aufmerksam, dann klapperte er freudig mit

dem Schnabel und sprach: „Ei, Herr Wode, freilich kenne ich das Kind, habe ich es doch selbst vor vier Jahren in das Grafenschloß getragen."

„Wohlan," sagte der Mann, „so bringe es noch einmal dahin."

Der Storch wiegte den Hals bedenklich hin und her. „Das wird ein schweres Stück Arbeit," meinte er.

„Es muß sein," sprach der alte Mann. „Hast du nicht schon oft Zwillinge und sogar Drillinge in deinem Schnabel getragen? Frisch an's Werk, oder wir sind am längsten Freunde gewesen."

„Ja, wenn Ihr befehlt, so muß ich gehorchen," entgegnete der Storch unterwürfig und faßte das Kind mit dem Schnabel am Gürtel.

„Aber mein Kettlein, mein Schleier und meine Haube," mahnte Trudchen in klagendem Ton.

„Die sollen meine Raben den bösen Thieren wieder abnehmen und dir nach-

bringen," tröstete der Alte. „Meister Storch, mach' deine Sache gut!"

Der Mann nickte Trudchen freundlich zu, und im nächsten Augenblick fühlte sie sich emporgehoben, und der Storch trug sie durch die Luft.

Hei, das ging schnell wie der Wind. Trudchen schaute in die Tiefe, da lag der Wald unter ihr wie ein Gartenbeet mit krauser Petersilge. Dann verging ihr Hören und Sehen.

Als Trudchen wieder zum Bewußtsein erwachte und die Augen aufschlug, lag sie im Gras des Schloßgartens, und Frau Ursula stand vor ihr und sprach scheltend:

„Kind, Kind, hier im feuchten Gras zu liegen und einzuschlafen! Wenn du nun den Schnupfen kriegst, so heißt's wieder: die alte Ursula giebt auch gar nicht Acht auf das Kind — und ich habe doch kein Auge von dir gewendet. Und da liegt das schöne, goldene Halskettlein mitten auf dem Weg und dort liegt die Haube, und an der Rosenhecke hängt der Schleier. Steh auf und komm

mit mir in's Haus; es wird kühl im Garten. Ei du lieber Himmel, was machst du mir für Sorgen!"

Und Trudchen stand auf und ließ sich ausschelten und that keinen Mucks. —

Ein Glück, daß Frau Ursula nicht alles wußte, was sich zugetragen. Das hätte eine schöne Geschichte gegeben.

Der Goldbaum.

Das Gemach, in welchem unſre Geſchichte beginnt, ſah ſehr einfach und nüchtern aus. An den geweißten Wänden, deren einzigen Schmuck ein paar vergilbte Landkarten bildeten, ſtanden zwei ſchmale Betten, ein Bücherbrett und ein Kleiderſchrank, auf welchem eine Erdkugel Platz gefunden hatte. Die Mitte des Zimmers nahm ein langer, mit vielen Tintenklexen gezierter Tiſch ein und an dem Tiſch ſaßen auf harten Holzſtühlen zwei Knaben von etwa zwölf Jahren.

Der Blonde brütete über einer ſchwierigen Stelle des Cornelius Nepos und wälzte ſeufzend das ſchwere Lexikon; der Braune aber mühte ſich, aus einer neunſtelligen

Zahl die Kubikwurzel zu ziehen. Der Philologe hieß Hans, der Mathematiker Heinz.

Zuweilen hoben die Knaben ihre Köpfe in die Höhe und blickten sehnsüchtig nach dem geöffneten Fenster, durch welches die Fliegen summend ein- und ausflogen. Im Garten lag goldener Sonnenschein auf Bäumen und Hecken, und wie zum Hohn blickte ein blühender Hollerzweig in das Studirzimmer der beiden Hoffnungsvollen. Noch eine Stunde mußten die Armen sitzen und schwitzen, bevor sie in's Freie durften, und die Minuten schlichen dahin wie die Schnecken an den Stachelbeerbüschen draußen im Garten. An eine eigenmächtige Abkürzung der Arbeitszeit war nicht zu denken, denn im Nebenzimmer saß am Schreibtisch der Doktor Schlagentzwei, dem die Knaben zur Zucht und Lehre überantwortet waren, und die Verbindungsthür stand offen, so daß der Doktor sich zu jeder Zeit von der Anwesenheit seiner Schutzbefohlenen überzeugen und ihr Treiben überwachen konnte.

„Hannibal hätte auch was gescheideres

thun können als über die Alpen zu ziehen," knirschte Hans, und „neunmal einundachtzig ist siebenhundertneunundzwanzig," murmelte Heinz mit dumpfer Stimme. Dann blickten sie beide von ihrer Arbeit empor, schauten sich an und gähnten.

Plötzlich vernahmen sie ein lautes Summen. Ein Goldkäfer, der draußen auf dem Hollerbaum gesessen haben mochte, hatte sich in's Zimmer verirrt. Dreimal schwenkte er sich im Kreis um die Köpfe der Knaben, und dann — plums — lag er im Tintenfaß.

„Eigentlich geschieht es ihm ganz recht," sagte Heinz, „warum bleibt er nicht, wo es ihm gut geht. Aber in Tinte ersaufen, das ist doch ein zu elender Tod. Wart' Kamerad, ich werde dich retten."

Er wollte dem zappelnden Käfer mit dem Stahlfederhalter aus der Tinte helfen, aber schneller vollbrachte Hans das Rettungswerk mit dem Finger. Und dann trockneten die Knaben den armen Schelm säuberlich mit dem Löschblatt ab und sahen zu, wie er sich mit den Vorderfüßen putzte.

„Er hat einen rothen Spiegel auf dem Bruſtſchild und ſchwarze Hörner," ſagte Hans, indem er ſeinen tintengeſchwärzten Finger am Haupthaar abwiſchte, „es iſt der Goldkäferkönig. Er wohnt in einem Schloß, das iſt aus Jasminblüthen gebaut und mit Roſenblättern gedeckt. Grillen und Heimchen ſind ſeine Muſikanten und Johanniswürmchen ſeine Fackelträger."

„Du biſt ein Faſelhans," ſprach Heinz.

„Und wer dem Goldkäferkönig begegnet," fuhr Hans fort, „der iſt ein Glückskind. Gieb Acht Heinz, uns ſteht etwas bevor, ein Abenteuer oder ſonſt etwas Abſonderliches, und heute iſt noch dazu der erſte Mai, da geſchieht mehr als ein Wunder. Sieh, wie er uns mit den Fühlhörnern winkt und die Flügeldecken hebt. Jetzt wird er ſich gleich verwandeln und vor uns ſtehen als Elf mit einem Königsmantel angethan und einem Goldhelm auf dem Kopf."

„Fortfliegen wird er," ſprach Heinz und lachte. „Schnurr — da haſt du's."

Die Knaben traten an's Fenſter und

ſahen dem Käfer nach. In weitem Bogen durchſchnitt das blitzende Kleinod die Luft und verſchwand jenſeits der Gartenmauer. Jetzt wurde im Nebenzimmer ein Räuſpern vernehmbar, und die beiden Schüler kehrten eilig zu ihren Büchern zurück.

„Da haben wir das Wunder,“ flüſterte Hans ſeinem Kameraden zu und zeigte auf das Tintenfaß.

Aus dem Tintenfaß heraus ragte ein grünes Reis, das wuchs zuſehends und ſtieg zur Decke hinan.

„Wir träumen,“ ſagte Heinz und rieb ſich die Augen.

„Nein, das iſt ein Märchen,“ jubelte Hans, „ein lebendiges Märchen, und wir ſpielen mit.“

Und das Reis wurde ſtärker und trieb Aeſte und Zweige mit Blättern und Blüthen. Die Decke des Zimmers verſchwand, die Wände wichen, und eine dämmernde Waldhalle umfing die ſtaunenden Knaben.

„Vorwärts!“ rief Hans und zog den

widerſtrebenden Heinz mit ſich fort. „Jetzt kommt das Abenteuer.“

Die blühenden Geſträuche thaten ſich von ſelbſt auseinander und öffneten den Knaben einen Pfad. Gebrochen blinkte das Sonnenlicht durch das Gitterdach der Waldbäume und malte tauſend goldene Augen auf das Moos, und aus dem Moos ſtiegen Sternblumen von brennenden Farben, und grünes, krauſes Geranke ſchlang ſich um die bemooſten Stämme. Droben aber in den Zweigen flatterten ſingende Vögel in ſchimmernden Federkleidern, und Hirſche, Rehe und andere Waldthiere ſprangen luſtig durch die Büſche.

Jetzt lichtete ſich der Wald, zwiſchen den Stämmen blinkte es wie Feuerſchein, und Hans raunte ſeinem Gefährten zu: „Jetzt kommt's.“

Sie betraten eine Waldwieſe, in deren Mitte ein einzelner Baum ſtand. Aber das war kein gewöhnlicher Baum; das war der Wunderbaum, von dem Hans ſo oft gehört hatte, der Baum mit den goldenen Blättern. Die Knaben ſtanden ſtarr vor Staunen.

Da trat hinter dem Stamm ein Zwerg hervor, nicht größer als ein dreijähriges Kind, aber nicht dickköpfig und plattfüßig, wie gemeiniglich die Zwerge ſind, ſondern ſchlank und zierlich gewachſen. Er trug einen grünen Mantel und einen Goldhelm, und die beiden Knaben wußten, wen ſie vor ſich hatten.

Der Zwerg trat ein paar Schritte vor und verneigte ſich. „Die verzauberte Prinzeſſin harrt auf ihren Erlöſer," ſprach er, „wer von euch beiden will das Wageſtück unternehmen?"

„Ich," ſprach Hans mit freudiger Stimme. Und alsbald führte der Zwerg ein Rößlein heran, das war milchweiß und biß in einen goldenen Zügel.

„Thu's nicht, Hans!" mahnte Heinz ängſtlich, aber Hans ſaß bereits im Sattel. Wiehernd ſtieg das Zauberpferd in die Höhe, dann warf es den Kopf zurück und rannte mit fliegender Mähne in den Wald hinein. Ein leuchtender Goldkäfer aber flog als Wegweiſer voraus. Noch einmal wandte

Hans den Kopf zurück und sah seinen Kameraden unter dem Goldbaum stehen, dann verlor er Baum und Freund aus dem Gesicht.

Das war ein lustiger Ritt. Hans saß so sicher und fest im Sattel, als ob er statt eines Rosses die gewohnte Schulbank unter sich gehabt hätte. Wenn er daran dachte, daß er noch vor einer Stunde beim Cornelius Nepos geseufzt und vor dem Doktor Schlagentzwei gezittert habe, mußte er lachen. Der kleine Schulknabe in dem kurzen Jäckchen war zum stattlichen Reitersmann geworden mit Koller und Mantel, Schwert und Goldsporen. So flog er hin durch den Zauberwald.

Jetzt erhob sein Rößlein ein fröhliches Gewieher. Der Wald wurde licht. Noch ein paar Sprünge, und Roß und Reiter hielten vor einem schimmernden Schloß. Bunte Fahnen wehten von den Thürmen, Hörner und Trompeten schallten, und auf dem Söller stand die Prinzessin und ließ ein weißes Tuch wehen. Sie sah fast aus wie Nachbars Lenchen, mit der Ritter Hans

geſpielt hatte, als er noch ein Knabe war und in die Schule ging, nur war ſie größer und tauſendmal ſchöner.

Hans ſprang aus dem Sattel und eilte mit klirrenden Sporen die Marmortreppe hinan. In dem geöffneten Schloßthor ſtand ein Mann, vermuthlich der Hofmarſchall der Prinzeſſin, der kam unſerm Hans ſehr bekannt vor.

Und der Hofmarſchall ſtreckte ſeine Hand aus, faßte Ritter Hanſen am Ohr und rief:

„Eingeſchlafen iſt der Schlingel. Wart' ich will dich!"

Da war der Zauber zu Ende. Hans ſaß wieder an dem tintenbeklexten Tiſch, vor ihm lag der Cornelius Nepos und das lateiniſche Lexikon, ihm gegenüber ſaß Heinz und ſchrieb, daß die Feder knirſchte, und neben ihm ſtand der Doktor Schlagentzwei und blickte durch ſeine Brillengläſer den Träumer unheimlich an.

Als endlich die Stunde der Freiheit geſchlagen hatte und die beiden Knaben draußen im Garten unter dem Hollerbaum ihr Veſper-

brot verzehrten, theilte Hans seinem Freuno mit, was er geträumt hatte.

„Das ist wunderbar," sagte Heinz, als Hans geendigt hatte, „höchst wunderbar. Den gleichen Traum habe auch ich gehabt. Nur der Schluß ist anders; ein Zauberschloß kommt in meinem Traum nicht vor."

„Erzähle!" drängte Hans.

„Bis zum Goldbaum stimmt mein Traum genau mit dem deinigen überein. Du stiegst auf das weiße Pferd und ritteſt fort, um die Prinzessin zu erlösen. Ich aber —"

„Nun?" fragte Hans gespannt.

„Ich blieb zurück, schüttelte den Baum und steckte mir alle Taschen voll goldene Blätter. Dann weckte mich der dumme Doktor, und da war es mit der Herrlichkeit vorbei."

„Heinz," sprach Hans feierlich, und faßte den Freund bei der Hand. „Wenn zwei einen und denselben Traum haben, so geht er bestimmt in Erfüllung. Der Traum war ein prophetischer. Denk du an mich."

Dann aßen die Knaben die Reste ihres

Vesperbrotes auf und wandten sich dem Ballspiel zu.

Gingen die Träume der Knaben in Erfüllung? Ja. Hans wurde ein Dichter und ließ sein Rößlein durch den grünen Märchenwald traben. Heinz aber, der im Traum den Goldbaum geschüttelt hatte, wurde sein Verleger.

Der Fiedelbogen des Neck.

Es war einmal ein junger Knab, der hieß Frieder und hatte weder Vater noch Mutter. Er war ein bildschönes Kind, und wenn er vor der Thür auf der Straße spielte, blieben die Leute stehen und fragten: „Wem gehört der Kleine?“ Dann antwortete die alte, mürrische Frau, die ihn mit dünnen Brühen und reichlichen Scheltworten aufzog: „Er ist ein lediges Kind, und das Beste wäre für ihn, wenn ihn der liebe Gott zu sich in's Himmelreich nehmen thät.“ Der Frieder aber trug keine Sehnsucht nach dem Himmelreich; es gefiel ihm hier unten ganz gut, und er wuchs auf wie die rothköpfigen Disteln hinter dem Haus seiner Pflege-

mutter. Spielkameraden hatte er keine. Wenn die andern Buben des Dorfes im Bach Mühlen bauten und Rindenkähne schwimmen ließen oder sich im Heu herum balgten, saß der Frieder an der Berghalde und pfiff den Vögeln ihre Weisen nach.

Bei dieser Beschäftigung traf ihn eines Tags der alte Klaus, der seines Zeichens ein Vogelsteller war. Er fand Gefallen an dem hübschen Jungen und schloß Freundschaft mit ihm. Von der Zeit an sah man die Beiden häufig vor der Hütte des Vogelstellers einträchtig neben einander sitzen wie zwei alte Kriegskameraden. Klaus wußte nicht nur wunderbare Waldgeschichten zu erzählen, sondern er verstand auch die Fiedel zu streichen und unterwies den Frieder in dieser Kunst, nachdem er ihm eine alte, zusammengeleimte Geige zum Angebind geschenkt hatte. Der Schüler machte auch seinem Meister alle Ehre, denn ehe ein Monat verging, spielte er bereits „O du lieber Augustin," „Was fang' ich armer Teufel an" und „Als der Großvater die Großmutter nahm." Darüber

war der alte Vogelſteller tief gerührt und ſprach die prophetiſchen Worte: „Frieder, denk an mich; ich ſehe dich, wenn mir Gott das Leben ſchenkt, noch dereinſt am Kirchtag als erſten Geiger.“

Als Frieder fünfzehn Jahre alt geworden war, kamen die Nachbarn zuſammen und hielten Rath über ihn. Es ſei Zeit, ſagten ſie, daß er etwas Ordentliches lerne, um ſich durch die Welt zu bringen, und als ſie ihn fragten, was er werden wolle, antwortete er: „Ein Spielmann.“ Da ſchlugen die Leute die Hände über den Köpfen zuſammen und entſetzten ſich. Aus der Menge aber trat ein wohlbeleibter Mann hervor, der faßte den Burſchen an der Hand und ſagte mit Würde: „Ich will verſuchen, ob ich aus ihm etwas Ordentliches machen kann.“ Und Alle, die im Kreis herum ſtanden, prieſen den Frieder glücklich, daß er einen ſolchen Lehrherrn gefunden.

Dieſer war aber auch nichts Geringes. Er ſchor den Bauern Bart und Haar, ſetzte ihnen Schröpfköpfe und riß ihnen die kranken

Zähne aus, manchmal auch die gesunden. Er war der Bader des Ortes, und die Leute nannten ihn nicht anders als „Herr Doktor.“

Am selbigen Tag noch wanderte der Frieder in das Haus seines nunmehrigen Brotherrn, und schon am Abend begann er seine Thätigkeit damit, daß er das Bier für den Meister aus der Schenke holte. Allmälig lernte er auch Seifenschaum schlagen, Scheermesser abziehen und was sonst zum Handwerk gehört. Sein Meister war zufrieden mit ihm, nur das Geigenspiel, das Frieder in seiner freien Zeit mit Eifer pflog, war ihm zuwider, denn es zählte nach des Baders Ansicht zu den brotlosen Künsten.

Ein paar Jahre verstrichen. Da kam der Tag heran, an welchem Frieder sein Gesellenstück machen sollte. Wenn das zur Zufriedenheit des Meisters ausfiel, dann durfte er als Wanderbursch in die weite Welt ziehen und sein Glück suchen. Das Gesellenstück bestand aber darin, daß er seinem Herrn den Bart scheeren mußte, und das war kein Spaß.

Der wichtige Tag war da. Der Bader ſaß auf dem Stuhl, das weiße Tuch um den Hals, und lehnte den Kopf zurück. Frieder ſeifte ihm das Doppelkinn ein, zog das Meſſer auf dem Streichriemen ab und begann das Werk.

Da ertönten plötzlich vor dem Hauſe Saiten- und Pfeifenklänge; ein Bärenführer zog des Wegs. Dem Baderjungen, wie er die Muſik hörte, fuhr es in die Hand, und auf der Wange des Meiſters ſaß eine blutige Schramme, die reichte vom Ohrläppchen bis zum Naſenflügel.

O weh du armer Frieder! Der Stuhl darauf der Bader geſeſſen, fiel rücklings auf den Boden. Wüthend ſprang der Blutende in die Höhe und gab ſeinem Lehrling eine ſchallende Ohrfeige. Dann riß er die Thür auf, deutete mit dem Zeigefinger in die blaue Luft und ſchrie: „Geh zum Kukuk!“

Da packte der Frieder ſeine Siebenſachen zuſammen, nahm ſeine Geige unter den Arm und ging zum Kukuk. Der Kukuk wohnte im Wald auf einer Eiche und war

zufällig zu Hause, als Frieder bei ihm vorsprach. Er hörte den Bericht des Burschen geduldig bis zu Ende an, dann aber zuckte er die Flügel und sprach:

„Junger Freund, wenn ich Allen helfen wollte, die zu mir geschickt werden, hätte ich viel zu thun. Die Zeiten sind schwer, und ich muß froh sein, daß ich meine eignen Kinder leidlich untergebracht habe. Den Aeltesten habe ich bei einer Bachstelzenfamilie in Kost gegeben, den Zweiten hat der Nachbar Rothschwanz in's Haus genommen, das dritte Kind, ein Mädel, ist in Pflege bei einer alten Grasmücke, und für die zwei Kleinsten sorgt der Zaunkönig. Ich selbst muß mich regen vom Morgen bis zum Abend, um anständig auszukommen. Seit vierzehn Tagen nähre ich mich von haarigen Bärenraupen, und diese Kost ist nichts für deinen Magen. Nein, ich kann dir nicht helfen, so leid es mir thut."

Da ließ der Frieder traurig den Kopf hängen, sagte dem Kukuk Valet und hob sich von hinnen. Er war aber noch nicht

weit gegangen, da rief ihm der Kukuk nach: „Halt Frieder! Mir kommt ein guter Gedanke. Vielleicht kann ich dir doch helfen. Komm' mit.“ Sprach's, reckte die Flügel und flog, den Weg zeigend, vor dem Frieder her.

Dieser hatte Mühe, seinem Führer zu folgen, denn das Unterholz des Waldes war dicht, und Dornhecken waren auch reichlich vorhanden. Endlich wurde es licht zwischen den Bäumen, und ein Wasser blinkte auf.

„Wir sind zur Stelle,“ sprach der Kukuk und ließ sich auf einer Erle nieder. Vor dem jungen Gesellen lag ein dunkelgrüner Weiher, der durch einen schäumenden Wasserfall gespeist wurde. Schilfhalme und gelbe Schwertlilien standen am Ufer, und weiße Wasserrosen mit großen Blättern schwammen auf der Fläche.

„Nun gieb Acht,“ sprach der kluge Vogel. „Wenn die Sonne sich neigt und den Staub des Wasserfalls in sieben Farben leuchten läßt, dann taucht der Neck aus dem Grund des Weihers, woselbst er ein krystallenes

Schloß hat und ſitzt am Ufer. Dann fürchte dich nicht, ſondern ſprich ihn an. Das Weitere wird ſich finden."

Da bedankte ſich der Frieder bei dem Kukuk, und dieſer flog mit raſchem Flügelſchlag waldeinwärts.

Als über dem Waſſerfall die ſieben Regenbogenfarben leuchteten, kam der Neck wirklich aus der Tiefe. Er hatte ein rothes Röcklein an und einen weißen Kragen. Seine Haare waren grün und hingen ihm wie eine wirre Mähne auf die Schultern nieder. Er ſetzte ſich auf einen Stein, der ſich über den Spiegel des Weihers erhob, ließ die Füße in's Waſſer hängen und begann ſein Haar mit den zehn Fingern zu ſtrählen. Das war ein mühſames Werk, denn in dem Haargewirr hingen Algen, Waſſerlinſen und kleine Schneckenhäuſer, und der Neck verzog bei dem Verſuch, das Haar zu ſchlichten, ſchmerzhaft das Geſicht.

„Das iſt der richtige Zeitpunkt, den Waſſermann anzureden," dachte Frieder. Er faßte ſich ein Herz, trat aus den Erlenhecken,

die ihn bisher verborgen hatten, hervor, zog den Hut und ſprach: „Guten Abend, Herr Neck!“

Bei dem Klang der Stimme plumpte der Neck wie ein geſchreckter Froſch in's Waſſer und tauchte unter. Bald aber ſtreckte er wieder den Kopf hervor und ſprach unfreundlich: „Was willſt du?“

„Mit Verlaub, Herr Neck,“ hob der Frieder an, „ich bin ein gelernter Bader, und es wäre mir eine große Ehre, wenn ich Euch das Haar ſtrählen dürfte.“

„Ei,“ ſprach der Neck erfreut und ſtieg aus der Fluth, „du kommſt mir gelegen. Was habe ich für Müh' und Plage mit meinem Haar, ſeitdem mich die Lorelei, meine Muhme, ſchnöd verlaſſen hat! Was habe ich nicht Alles für die undankbare Perſon gethan! Und eines Morgens iſt ſie fort, und mein goldener Kamm iſt auch fort, und jetzt ſitzt ſie, wie ich höre, auf einem Felſen im Rhein und hat ein Verhältniß mit einem Schiffer in einem kleinen Schiffe. Da wird der goldene Kamm bald verjubelt ſein.“

Mit dieſen Worten nahm der Neck auf einem Stein Platz. Frieder zog ſeinen Scheerbeutel hervor, band dem Waſſermann ein weißes Tuch um den Hals und kämmte und ſalbte ihm das Haar, daß es geſchmeidig wurde wie Seide; dann zog er ihm einen ſchnurgeraden Scheitel, der ging von der Stirn bis auf den Nacken, nahm ihm das Tuch ab und machte einen Kratzfuß, wie er es von ſeinem Meiſter gelernt hatte. Der Neck ſtand auf und betrachtete ſich wohlgefällig im Waſſerſpiegel. „Was bin ich ſchuldig?“ fragte er dann.

Frieder hatte ſchon die übliche Redensart „nach Belieben“ auf den Lippen, aber es fiel ihm noch zur rechten Zeit ein, daß man den Augenblick nützen und das Eiſen ſchmieden müſſe, ſolange es glüht. Darum räuſperte er ſich und erzählte dem Neck ſeine Lebensgeſchichte.

„Alſo ein Spielmann möchteſt du gern werden?“ fragte der Neck, als Frieder ſchwieg. „Nimm einmal deine Fiedel zur Hand und laß mich etwas von deiner Kunſt hören.“

Da nahm der Geſell ſeine Geige, ſtimmte die Saiten und ſpielte ſein beſtes Stück: „Als der Großvater die Großmutter nahm,“ und wie er mit einem zierlichen Schnörkel geendigt hatte, ſchaute er erwartungsvoll auf den Neck.

Dieſer verzog grinſend das Geſicht und ſagte: „Nun höre auch mich.“ Dann griff er in das Röhricht und zog eine Geige und einen Fiedelbogen hervor, ſetzte ſich zurecht und hob an zu ſpielen.

So etwas hatte der arme Frieder noch nie gehört. Erſt klang's, wie wenn der Abendwind im Schilfgras ſpielt, dann klang's wie Toſen eines Waſſerfalls und zuletzt wie ſanft gleitende Fluth. Die Vögel in den Zweigen verſtummten, die Immen ließen ihr Summen, und die Fiſche hoben die Köpfe aus dem Weiher, um den ſüßen Tönen zu lauſchen. Dem Burſchen aber ſtanden die hellen Thränen in den Augen.

„Herr Neck,“ ſprach er mit aufgehobenen Händen, als der Waſſermann den Bogen

ruhen ließ, „Herr Neck, nehmt mich in die Lehre!“

„Das geht nicht,“ antwortete der Neck. „Schon meiner erwachsenen Nixentöchter wegen geht es nicht. Es ist aber auch nicht nöthig. Willst du mir deinen Kamm überlassen, so sollst du ein Geiger werden, wie es keinen zweiten giebt.“

„Meinen ganzen Scheerbeutel, wenn Ihr ihn wollt,“ rief der Frieder und reichte ihn dem Wassermann.

Dieser nahm mit einem raschen Griff den dargebotenen Beutel und war im Weiher verschwunden.

„Halt, halt!“ rief ihm der Bursche nach, aber sein Rufen war vergebens. Er wartete eine Stunde, er wartete zwei, aber wer nichts von sich hören ließ, das war der Neck.

Der arme Frieder seufzte tief auf, denn es war ihm klar, daß der falsche Wassergeist ihn betrogen hatte, und mit schwerem Herzen wandte er sich, um zu gehen — wohin, das wußte er nicht. Da sah er zu seinen Füßen am Rand des Weihers den Fiedelbogen des

Neck liegen. Er bückte ſich nach ihm, und wie er ihn in der Hand hielt, verſpürte er einen Ruck, der ging von den Fingerſpitzen bis in das Schulterblatt hinauf, und es drängte ihn, den Bogen zu verſuchen.

„Was fang' ich armer Teufel an" wollte er ſpielen, aber es war, als ob ihm eine unſichtbare Macht die Hand lenkte; den Saiten entquollen Töne, ſo ſüß und ſilberrein, wie es Frieder nur einmal in ſeinem Leben gehört hatte, nämlich kurz zuvor, da der Neck die Fiedel ſtrich. Die Vögel kamen heran geflattert und ſaßen horchend im Geäſt, die Fiſche ſprangen über die Fluth und aus dem Wald traten die Hirſche und die Rehe und ſahen den Spielmann mit klugen Augen an. Und der Frieder wußte nicht, wie ihm geſchah. Was ihm durch die Seele zog und was ſein Herz bewegte, das fand ſeinen Weg in die Hand und aus der Hand in das Saitenſpiel und klang in ſüßen Tönen aus.

Aus dem Weiher aber tauchte der Neck auf und nickte beifällig mit dem Kopf. Dann verſchwand er und ließ ſich nicht mehr ſehen.

Und der Frieder schritt fiedelnd aus dem Wald hinaus und zog durch alle Reiche der Erde und spielte vor Königen und Kaisern. Das gelbe Gold regnete in seinen Hut, und er wäre ein steinreicher Mann geworden, wenn er kein richtiger Spielmann gewesen wäre. Ein richtiger Spielmann aber wird kein reicher Mann.

Seinen Scheerbeutel hatte er hingegeben. Darum ließ er sich das Haupthaar wachsen wie weiland der starke Simson. Die andern Spielleute machten es ihm nach, und sie tragen von jener Zeit an langes, wirres Haar bis auf diesen Tag.

Die Buche.

Es ſtand im Wald eine alte Buche. Ihren Wipfel hatte der Blitz zerſchmettert, ihre Seite war hohl, und große Schwämme wuchſen auf ihrer Rinde. Sie war die Urahne eines zahlreichen Geſchlechts, aber ſie hatte alle ihre Kinder, ſobald ſie erſtarkt waren, unter den Streichen der Holzaxt fallen geſehen, und nur eine Tochter war ihr geblieben. Das war eine junge Buche mit glatter Rinde und himmelanſtrebender Krone und erſt achtzig Jahre alt. Das ſind bei den Waldbäumen die ſogenannten beſten Jahre.

Die alte Buche trieb noch in jedem Frühling Blätter und Sproſſen, aber ſie fühlte,

daß es mit ihrem Leben auf die Neige ging, denn sie hielt sich nur noch mit Mühe aufrecht. Und weil sie wußte, daß sie sterben müsse, so verdoppelte sie ihre Liebe zu der schönen Riesentochter.

Der Frühling war im Anzug. Noch lag glitzerndes Weiß auf den Zweigen der Bäume, aber von den Wurzeln herauf quoll es wärmend, und laue Luft half von außen und leckte am Schnee. Auf den Flüssen und Bächen trieben knirschende Eisschollen, die Weide ließ ihre silbernen Kätzchen aus den Hüllen schlüpfen, und die weißen Glöckchen durchbrachen die unterwaschene Schneedecke des Waldbodens.

Da sprach die alte Buche zu der jungen: „Heute Nacht kommt der ungestüme Thauwind. Er wird mich auf das Blätterlager strecken, das ich mir im Lauf der Zeit aufgeschüttet habe, und ich kehre zurück zu der Mutter, deren Schooß ich entstiegen bin. Doch bevor ich heimgehe, will ich eine Gabe auf dich vererben, die mir der milde Herr der Wälder verliehen hat, als er einst vor

langer Zeit auf seinem Segensgang in meinem Schatten Rast hielt. Du sollst der Menschen Reden und Thun verstehen und Antheil nehmen an ihren Freuden und Leiden. Das ist die höchste Gnade, die unsereinem zu Theil werden kann. Aber sei gefaßt mehr Leid als Glück zu schauen." — So sprach die alte Buche und segnete ihre Tochter.

In der Nacht kam der Thauwind aus der Wüste herangefahren. Er begrub Schiffe in den Wogen des Meeres, rollte riesige Schneebälle von den Bergen herab und zerstörte der Menschen Hütten im Vorüberziehen. Brausend flog er durch die Wälder und knickte, was alt und morsch war, oder was sich seiner Macht trotzig entgegenstemmte. Er streckte die alte Buche zu Boden und rüttelte an ihrer starken Tochter, aber die Kluge neigte und beugte ihr Haupt, und der Gewaltige zog vorüber. Drei Tage weinte die Tochter um die Mutter funkelnden Thau. Dann kam die Sonne und trocknete ihr die Thränen.

Und nun begann allenthalben ein Treiben und Sprossen, daß der Buche keine Zeit zum

Trauern blieb. Ihre Knoſpen ſchwollen und ſprangen, und eines Morgens zitterten hunderttauſend zartgrüne Blättlein im wärmenden Sonnenſtrahl. Das war eine Freude!

Goldgelbe Schlüſſelblumen ſtiegen aus der Erde. Sie nahmen ſich nicht einmal Zeit, die welken Blätter bei Seite zu ſchieben; ſie durchbohrten ſie und hoben ſie noch einmal zum Sonnenlicht empor. Rothblaue Erbſen geſellten ſich zu den Primeln, und der duftende Waldmeiſter entwickelte ſeine zarten Blattquirle. Das war ein Leben!

Und inmitten des blühenden Lebens ſtand die junge Buche wie eine Königin. Ein Fink hatte ſein Neſt in ihre Krone gebaut, und der Specht mit der rothen Kappe ſtattete ihr Beſuche ab. Einmal kam auch der Kukuk, ja ſogar das vornehme Eichhorn mit den Federbüſchen auf dem Kopf fand ſich hin und wieder ein, obwohl ihm die lenzgrüne Buche nicht mit Eckern aufwarten konnte. Aber Menſchen hatte ſie in dieſem Jahr noch nicht geſehen, und das wären ihr die liebſten Gäſte geweſen, weil ſie die

Gabe beſaß, ihr Reden und Thun zu verſtehen.

Die Menſchen blieben nicht aus. Eines Morgens kam eine junge, ſchlanke Dirne mit langen, braunen Zöpfen durch den Wald geſchritten und gradeswegs auf die Buche zu. Es hatte aber nicht den Anſchein, als gelte letzterer ihr Beſuch. Sie betrachtete den vermodernden Baum am Boden und ſprach: „Hier iſt die Stelle.“ Dann ſetzte ſie ihren Korb, der mit Maiblumen gefüllt war, auf die Erde und lehnte ſich an die Buche ohne deren grüner Herrlichkeit einen Blick zu ſchenken. Der Baum hielt den Athem an, um etwas von der Rede des Mädchens zu vernehmen, aber die Schöne ſchwieg beharrlich.

Da kam von der entgegengeſetzten Seite ein junger, ſtattlicher Burſch des Weges. Er trug ein rundes Hütlein mit einer krummen Feder wie die Jägersleute. Vorſichtig kam er herangeſchlichen, ſo vorſichtig, daß nicht einmal die dürren Blätter unter ſeinen Tritten raſchelten. Aber ſo leiſe er auch auftrat, das ſcharfe Ohr des Mädchens

vernahm sein Kommen doch. Sie wandte den Kopf nach ihm, und die Buche dachte: jetzt wird sie flüchten, aber die Dirne floh nicht, sie sprang vielmehr dem Burschen entgegen und schlang ihre Arme um seinen braunen Hals.

„Mein Hans! — Meine Eva!" riefen sie gleichzeitig. Dann küßten sie sich nach Herzenslust, nannten sich wieder bei ihren Namen und herzten sich von Neuem, und die Buche fand das sehr langweilig. Später saßen sie unter dem Baum nieder und sprachen von ihrer Liebe. Es war eine Geschichte, die jeder von uns kennt, aber der Buche war sie neu, und sie horchte wie ein Kind, dem man ein Märchen erzählt. Es kam aber noch eine besondere Ueberraschung.

Der Bursch erhob sich vom Boden, zog sein Messer und begann in die Rinde des Stammes Einschnitte zu machen. Es that zwar etwas weh, aber der Baum hielt still wie eine Mauer.

„Was soll das werden?" fragte das Mädchen.

„Ein Herz mit deinem Namen und meinem," antwortete Hans und schnitt weiter.

Als das Werk fertig war, betrachteten es beide wohlgefällig, und der Buche war es zu Muthe wie Einem, dem der König eine goldene Gnadenkette umgehängt hat. — „Die Menschen sind doch prächtige Leute!" dachte sie.

Jetzt hob der Bursch zu singen an. Die Lieder der Finken und der Amseln konnte die Buche längst auswendig; und nun bekam sie etwas zu hören, das klang ganz verschieden von Vogelgesang. Das Lied lautete aber so:

Ich schritt durch's Waldgehege
Auf unbetret'nem Wege.
Die Mailuft wehte mild. —
Ich ließ die Hirschlein grasen
Und springen Reh' und Hasen.
Mich lockt' ein seltnes Edelwild.

* * *

Nicht braucht' ich lang zu suchen.
An einer grünen Buchen
Fand ich mein Liebchen steh'n.
Sie thät mich fest umfangen,
Ich küßt' ihr Mund und Wangen,
Und um den Jäger war's geschehn.

* * *

Ein Herze will ich ſchneiden
Mit unſren Namen beiden
Dem Baum in's Rindenleid.
Das ſoll in ſpäten Tagen
Dem Wandrer Kunde ſagen
Von mein' und deiner Seligkeit.

* * *

„Höre Hans!“ ſprach das Mädchen, als der Burſch geendigt hatte. „Dein Lied gemahnt mich an etwas. Ich weiß — — die Leute ſagen's, daß du im Herbſt heimlich in den Forſten dem Wild nachgehſt. Laß das Jagen ſein! Der Jäger iſt dir ohnehin nicht grün — — du weißt warum. Und trifft er dich als Wilderer im Wald — — dann — — Herrgott, mein Hans, wenn ſie dich einſt getragen brächten mit durchſchoſſener Bruſt — — —“

Der Burſch beugte ſich nieder zu der Dirne, die ſich ſchmeichelnd an ſeine Schulter lehnte, und küßte ſie auf den Mund. „Die Leute reden vieles. Glaube nicht alles, was die Leute ſagen, mein liebes Herzgeſpiel!“ Dann ſchlang er ſeinen Arm um ihren Leib und ſchritt ſingend mit ihr in den Wald hinein.

Als das Paar hinter den Bäumen verſchwunden war, tauchte aus den Büſchen ein Mann im Jagdgewand, die Kugelbüchſe auf dem Rücken, das Waidmeſſer an der linken Seite. Sein Geſicht war bleich und verzerrt. Er ging auf die Buche zu und betrachtete das Herz, welches Hans in die Rinde geſchnitten hatte. Er lachte wild auf und zog ſein Meſſer um die Schrift zu vernichten, aber er beſann ſich anders und ſtieß die Klinge in die Scheide zurück. Drohend ſchüttelte er die Fauſt nach der Richtung hin, welche die Liebenden genommen hatten, und mit Zähneknirſchen ſprach er:

„Treff' ich dich Raubſchützen einmal auf der Wildbahn, ſo haſt du den Kukuk zum letztenmal rufen gehört!"

Mit dieſen Worten ging er in's Holz und der Baum ſchüttelte unwillig ſein Haupt.

* * *

Die Buche bekam im Lauf des Sommers noch manches Menſchenkind zu Geſicht, arme Weiber die Laub oder dürre Reiſer ſammelten, Kinder, die Beeren laſen, Waidleute

und Wanderer. Am liebſten aber ſah ſie als Gäſte unter ihrem Schattendach den Burſchen und das braungezöpfte Mädchen. Die kamen allwöchentlich einmal, ſprachen von ihrer Liebe und herzten ſich, und die Buche gewann die beiden von Tag zu Tag lieber.

Eines Morgens vor Sonnenaufgang, als der Bergwald noch ſeine graue Nebelkappe aufhatte, kam Hans allein. Er trug am Riemen ein Feuerrohr und ſchritt leiſe durch das Unterholz, leiſe wie damals, als er ſeine Traute überraſchen wollte. Diesmal aber galt ſein Kommen nicht der ſchönen Eva, ſondern dem Hirſch, der hier ſeinen Wechſel hatte. Am Fuß der Buche machte der Burſch halt und ſtand regungslos, als wäre er ſelbſt ein Baum. Der kühle Morgenwind kam, und der Nebel zog ſich in Streifen tiefer. Die Vögel wurden munter und flogen nach der Tränke. Im Unterholz des Waldes regte es ſich, und Hans hob ſein Gewehr.

Da fiel aus dem Dickicht ein Schuß. Hans ließ die Büchſe ſinken, that einen

Sprung in die Höhe und stürzte dann zu Boden.

Aus dem Wald kam mit hastigen Sätzen ein Mann, das rauchende Rohr in der Linken tragend. Die Buche kannte ihn wohl.

Der Jäger beugte sich über den Gefällten. „Es ist aus mit ihm," sagte er. Dann lud er seine Büchse und verschwand im Dickicht.

Die Sonne ging auf und schien einem stillen Mann in das blasse Antlitz. Trauernd neigte der Baum seine Zweige und weinte helle Thränen. Das Rothkehlchen flatterte heran und trug dem Todten Blumen auf das Gesicht, bis die starren Augen zugedeckt waren.

Am Nachmittag kamen Holzfäller des Weges und fanden den Leichnam.

„Er ist beim Wildern erschossen worden," sagten sie. Dann hoben sie ihn auf und trugen ihn in's Thal hinunter.

Ein alter Mann verweilte noch bei dem Baum. Er zog sein Messer und grub ein Kreuz in die Rinde. Das kam grade über

das Herz zu ſtehen. Dann nahm er ſeinen Hut ab und ſprach ein Gebet.

In der Krone der Buche rauſchte es; der Baum betete auch nach ſeiner Weiſe.

Mehrere Sommer hinter einander kam die Braut des Erſchoſſenen an deſſen Sterbetag zu der Buche, kniete nieder und weinte und betete, und jedesmal war ſie bleicher und abgehärmter. Endlich blieb ſie aus.

„Sie wird geſtorben ſein," ſprach die Buche, und ſo war es auch.

* * *

Jahre waren vergangen, und die Buche war ein mächtiger Baum geworden. Ihre Rinde trug bräunliches Moos, die Ranken des Waldepheus kletterten an dem Stamm empor, und Herz und Kreuz waren vom Grün ſchier verdeckt.

Da kam eines Tages ein Mann, der fügte zu den zwei Zeichen ein drittes, und die Buche wußte, was es zu bedeuten hatte. Sie war in der Rinde gezeichnet und ſollte gefällt werden.

Fahr' wohl du grüner, wonneſamer Wald!

Es dauerte auch nicht lange, so kamen die Holzhauer, und die Axthiebe schnitten der Buche in's Leben. Ein finster blickender Mann im Jagdgewand mit ergrautem Bart und Haar leitete das Holzfällen.

Die Buche kannte den Mann recht wohl, und dieser schien auch den Baum zu erkennen. Er ging auf ihn zu und riß Moos und Epheugeflecht von dem Stamm, sodaß Kreuz und Herz sichtbar wurden.

„Hier war's," sagte er leise, und Schauer schüttelte seine Glieder.

„Zurück, Herr Förster, zurück!" schrieen die Holzfäller. „Der Baum will sinken."

Der Angerufene taumelte zurück, aber es war zu spät. Krachend stürzte die Buche zu Boden und begrub den Förster unter ihrem Geäst.

Als sie ihn hervorzogen, war er todt. Die Buche hatte ihm das Haupt zerschmettert.

Und die Männer standen im Kreis umher und beteten.

Die verwunſchene Wäſcherin.

Es war einmal eine junge Bauernmagd, die war die ſchönſte Dirne weit und breit, aber ſie war blutarm. Letzteres iſt jedoch nicht wörtlich zu nehmen; ihre Wangen blühten wie zwei Pfingſtroſen, und als ſie ſich einſtmals mit der Sichel in die Hand ſchnitt, wollte das Blut ſchier nicht mehr aufhören zu rinnen. Zum Glück war das Schäferhaus nicht weit und der Schäfer daheim. Das war ein Mann, der von der Heilkunſt mehr verſtand als zehn Doktoren aus der Stadt. Er beſprach das Blut und klebte zum Ueberfluß ein großes Pflaſter auf die Wunde. Da hörte ſie auf zu bluten, und das hatte der Zauberſegen gethan.

Drei Tage darnach trug die Schöne ihre weiße Schürze an den Bach um die Blutstropfen, die darauf gefallen waren, auszuwaschen. Das Waſſer quoll aus einem bewaldeten Hügel, der von einer alten, zerfallenen Burg gekrönt war, und bildete nicht fern von ſeinem Urſprung ein weites, tiefes Becken, an deſſen Ufern Weiden und Erlenhecken wurzelten. Das Mädchen kniete am Rand des Waſſers nieder, begann ihr Werk und ſchaute dabei nicht auf.

Als ſie aber doch einmal von ungefähr die Augenlider hob, ſah ſie zu ihrer Verwunderung, daß ſie nicht allein war. Ihr gegenüber auf der anderen Seite des Baches kniete eine ſchöne, blaſſe Frau, die ſchlohweiße Kleider trug und ſich gleichfalls mühte ein blutbeflecktes Leinen zu waſchen. Aber ſo oft ſie das Tuch aus dem Waſſer zog, immer rannen die Tropfen von demſelben ab wie von dem Gefieder eines Schwans, der aus der Fluth auftaucht; das Tuch blieb trocken, und die Blutflecken leuchteten purpurroth wie zuvor. Die Magd betrachtete mit

Staunen die seltsame Wäscherin und wagte kaum zu athmen.

Endlich schien die weiße Frau einzusehen, daß ihre Arbeit nutzlos sei. Traurig beschaute sie das blutige Tuch, und halbleise sprach sie:

„Ich wasche, ich wasche schon dreihundert Jahr;
Mein Schleier bleibt blutig immerdar."

Da überkam die Magd ein Grauen; sie sprang empor und eilte in wilder Hast aus der Nähe der unheimlichen Wäscherin und ihrem Dorf zu.

Im Dorf lebte eine alte, weise Frau, die für alles Rath wußte. Zu der begab sich die Dirne nach dem Abendläuten und berichtete, was ihr am Bach im Wald begegnet sei.

„Das war die verwunschene Frau vom Bergschloß," sagte die Alte, und dann erzählte sie, was sie wußte.

„Vor vielen Jahren ist droben auf der Burg ein Ritter gesessen, der hat eine Frau gehabt, die war schön über alle Maßen, aber auch ebenso stolz und eitel. Und weil ihr die Schönheit des Leibes über alles

ging, nahm sie zu Teufelskünsten ihre Zuflucht und that etwas gräßliches. Als sie eines Kindleins genesen war, stach sie ihm ein Messer in's Herz und badete sich in dem rauchenden Blut. Dadurch vermeinte sie ewige Jugend und unvergängliche Schönheit zu gewinnen. Zur Strafe aber für ihre Unthat findet sie im Grab keine Ruhe und muß in den Trümmern der alten Burg umher wandeln. Dort ist sie oft von Jägern und Holzhauern gesehen worden, wie sie klagend und händeringend durch die Gänge irrt. An dem Schleier, der ihr vom Haupt lang herunter wallt, haften rothe Nelken; in Wahrheit aber sind es Blutstropfen. Und wenn der Tag wiederkehrt, da sie den Greuel begangen, steigt sie nieder zu dem Waldwasser um die Blutflecken aus ihrem Schleier zu waschen, aber das gelingt ihr nun und nimmer. Man sagt auch, sie hüte einen Schatz, der in dem alten Bergschloß vergraben liegt, und wer weiß, mein Kind, ob er dir nicht beschieden war, wenn du Stand gehalten hättest."

So erzählte die Alte und die Magd hörte mit heimlichem Schauer zu.

Aber trotz ihrer Furcht wagte sie sich am nächsten Tag doch wieder an den Bach, wo ihr die gespenstische Wäscherin erschienen war, allein die weiße Frau kam nicht. Richtig, die Alte hatte ja gesagt, daß sich die Verwunschene nur am Jahrestag ihrer Missethat am Waldwasser zeige. Die Magd merkte sich also genau Tag und Stunde und harrte geduldig ein ganzes Jahr lang.

Als das Jahr abgelaufen und der Tag wiedergekehrt war, schritt die muthige Dirne mit einem Bündel Wäsche auf dem Kopf nach der Stelle, wo ihr die verzauberte Schloßfrau erschienen war. Vorsichtig hatte sie ein hölzernes Kreuzlein in ihrem Mieder verborgen um gegen bösen Zauber gefeit zu sein. Allein je näher sie dem Bach kam, um so zögernder wurden ihre Schritte, um so lauter schlug ihr Herz, und als sie nun wirklich die verwunschene Wäscherin am Rand des Wassers gewahrte, da wäre sie am liebsten wieder umgekehrt. Aber die

weiße Frau sah sie mit einem Blick an, der war so unsäglich traurig, daß die Magd ihr Grauen überwand und verweilte.

„Ich wasche, ich wasche schon dreihundert Jahr;
Mein Schleier bleibt blutig immerdar,"

murmelte die Unglückselige und rieb und spülte das blutige Linnen unter Aechzen und Seufzen.

Da faßte sich die Dirne ein Herz und sprach: „Gieb her das Tuch in Gottes Namen!" Die weiße Frau blickte freudig auf und reichte dem Mädchen den Schleier. Und sieh, unter den Händen der Jungfrau verschwanden die rothen Flecken, und das Linnen ward rein wie frischer Schnee.

Da flossen helle Thränen über das bleiche Gesicht der Verzauberten; sie nahm das ihr dargereichte Tuch und winkte der Magd mit der weißen Hand.

Wie ein Irrlicht glitt sie über den Boden, den Tannenstämmen bald rechts, bald links ausweichend. Zuweilen wandte sie ihr Haupt um zu sehen, ob ihr die Dirne folge. Diese hatte ihr Kreuzlein gefaßt und schritt beherzt

hinter der ſchauerlichen Führerin drein, die den Weg nach dem zerfallenen Bergſchloß nahm.

In einem Kellergewölbe, deſſen Decke geborſten war, hemmte die weiße Frau ihren Gang und deutete mit der Hand auf einen Stein, der dem Boden eingefügt war.

Mit ſtarken Armen hob die Magd den Stein, aber im nächſten Augenblick fuhr ſie entſetzt zurück. In der Grube ſtand ein mit Goldſtücken und köſtlichem Geſchmeide gefüllter Keſſel, oben darauf aber lag ein todtes Kindlein mit einer blutigen Wunde in der Bruſt.

Die Dirne wollte fliehen, aber als ſie gewahrte, wie die weiße Frau mit jammervoller Geberde die Hände rang, hielt ſie Stand und legte das hölzerne Kreuz, das ſie bisher in der Hand gehalten hatte, dem todten Kind auf die Bruſt.

Da faltete die weiße Frau ihre Hände und neigte das Haupt tief. Sie wurde blaſſer und blaſſer wie ein Traum beim

Reihen des morgenfindenden Hahns, und ſchließlich zerrann die Nebelgeſtalt in nichts.

Als das Mädchen ihre Augen wieder auf die Grube richtete, war das todte Kind verſchwunden. Das Kreuz lag oben auf dem gefüllten Keſſel, und das gelbe Gold blinkte und glänzte in der Sonne, welche durch die geborſtene Mauer in das Gewölbe ſchien.

Ohne weiter von Geiſterſpuk geſchreckt zu werden, brachte die muthige Dirne den Goldhort in Sicherheit, und dem Mannsvolk kam ſie von Stund' an noch drei mal ſo ſchön vor als ehedem.

Das Waſſer des Vergeſſens.

Im runden Thurmgemach, welches mit Jagdgeräth, Hirſchgeweihen und ausgeſtopftem Federwild geſchmückt war, ſaß ein junger Geſell auf dem hölzernen Schemel, zwirnte aus Marderſehnen einen Bogenſtrang und ſang ein luſtiges Jägerlied dazu. Seiner Kleidung nach war er ein Waidmann und ſeinem verſchnittenen Haar nach ein Diener der Schloßherrſchaft. Sein Name war Heinz.

Ueber dem Burſchen von der Decke herab hing ein ſchwankender Reif, und in dem Reif ſaß ein grauer Falk mit gebundenen Flügeln und der Kappe über den Augen.

Zuweilen hielt der Jäger in seiner Arbeit inne und setzte den langsamer schwingenden Reif wieder in rasche Bewegung. Dies geschah, damit der Falk nicht einschlafe, denn er war ein Nestling und sollte zu einem Jagdfalken erzogen werden; eines waidgerechten Falken Abrichtung beginnt aber damit, daß man ihn durch Hunger und Schlaflosigkeit gefüge macht.

Heinz war des Grafen Falkner gewesen, und der alte Herr hatte den Burschen gehörig in Athem erhalten. Jetzt aber hatte letzterer gute Tage. Der Graf jagte nicht mehr, denn er lag seit Jahresfrist stumm und still in einem mit Wappenschildern gezierten Steinsarg, und seine Wittwe, Frau Adelheid saß den ganzen Tag mit dem Kapellan zusammen und dachte nicht des Waidwerks.

Heute mußte die Schloßfrau des Betens wohl überdrüssig geworden sein, denn sie war aus ihren Gemächern hervor gegangen und durchstreifte die Räume der Burg. Der Gesang des jungen Gesellen mochte ihr nach dem eintönigen Psalmodiren des näselnden

Kapellans eine angenehme Abwechselung sein; sie ging der Stimme nach und betrat des Falkners Thurmgelaß.

Heinz machte ein verwundertes Gesicht, als er die stolze Frau im Leidschleier und grauen Gewand eintreten sah. Er erhob sich und neigte sich unterwürfig zur Erde nieder. Frau Adelheid ließ ihre leuchtenden Augen über die schlanke Gestalt des Falkners gleiten und lächelte gnädig, und ihr Lächeln deuchte den Gesellen wie Maiensonne. Die Frau fragte viel über Falknerei und Waidwerk, und als sie schied, sah sie den Jäger mit einem gar seltsamen Blick an, daß der kecke Bursch wie ein vierzehnjähriges Mägdlein sein Haupt seitwärts wandte.

Und es begab sich wenige Tage darnach, daß Frau Adelheid auf einem schwanenweißen Zelter in den grünen Wald hinein ritt. Sie trug aber kein graues Kleid, sondern ein Gewand aus grünem Sammet und statt des Wittwenschleiers einen Zobelhut mit wallenden Federn. Hinter ihr ritt, das Federspiel auf der Faust, Heinz, der junge

Falkner und ſah aus ſeinen blauen Augen gar freudig drein.

Sie waren ſchon ein gutes Stück geritten, und die Thürme des Schloſſes waren längſt hinter den breitäſtigen Buchen verſchwunden. Da wandte Frau Adelheid ihr Haupt und ſprach: „Reite neben mir, Heinz!“ Und Heinz that, wie ihm die Frau befohlen hatte. Der Waldweg war eng, und der Gräfin Reitkleid ſtreifte das Knie des Falkners. So ritten ſie weiter. Die Bäume rauſchten leiſe, die Buchfinken ſangen, und zuweilen huſchte kleines Waldgethier über den Weg. Mitunter knackte es auch im Holz von brechenden Aeſten, wenn ein Wild waldeinwärts eilte, oder ein geſchreckter Vogel flatterte geräuſchvoll empor, und dann lag auf dem Wald wieder tiefe Stille. Und die Schloßfrau wandte ſich abermals zu dem Jäger und ſprach mit lachendem Mund:

„Laß einmal hören, Heinz, ob du ein kluger Jägerknab biſt.

Lieber Waidgeſell, ſag' mir frei,
Was ſteigt wohl höher, denn Falk und Weih?“

Ohne sich zu besinnen entgegnete Heinz:

„Hoch steigt der Falk, und der Weih steigt hoch,
Der Adler aber steigt höher noch."

Und wieder fragte Frau Adelheid:

„Lieber Waidgesell, sag' mir wahr,
Was steigt noch höher als der Aar?"

Der Falkner dachte ein paar Augenblicke nach, dann antwortete er:

„Noch höher als das Gefieder all
Steigt wohl der leuchtende Sonnenball."

Die Gräfin nickte beifällig und fragte zum dritten Mal:

„Trauter Gesell, verhehl' mir's nicht,
Was steigt noch höher als die Sonne licht?"

Jetzt war des Falkners Weisheit zu Ende. Er schaute zu den Kronen der Buchen empor, als ob ihm von dorther Hilfe kommen könne, und dann sah er wieder auf den Sattelknopf nieder, aber er blieb stumm.

Da hielt Frau Adelheid ihr Rößlein an und neigte sich zu dem Jäger und sprach leise:

„Wohl steigt die Sonne am Himmel hoch,
Doch heimliche Minne steigt höher noch."

Sprach's und schlang ihre weißen Arme

um des Gesellen Hals und küßte ihm die braune Wange.

Zwei Nußhäher mit blauen Flügeln flatterten aus den Haselbüschen auf und flogen schreiend in den Wald um zu erzählen, was sie gesehen, und am andern Morgen zwitscherten die Spatzen, die unter dem Schloßdach nisteten, einander zu:

„Piep, piep,
Die Herrin hat den Jäger lieb."

Ja, das war eine schöne Zeit für den Falkner Heinz. Er ließ sich das Haupthaar wachsen, daß es in gelben Ringeln bis auf seine Schultern herunter rollte und trug silberne Sporen und eine Reiherfeder auf dem Hut und baute Schlösser in die blaue Luft, eins schimmernder als das andre.

Zwar ein Schloß bekam er nicht, aber ein stattliches Försterhaus mit einem Hirschgeweih am Giebel und Feld und Wiesenland dazu ward ihm zu Lehen gegeben, und dort saß er nun als Bannförster, und wenn seine gnädige Herrin zu ihm hinaus geritten kam, stand er in der Thür und schwenkte

grüßend den Hut, hob dann Frau Adelheid aus dem Sattel und bewirthete sie mit Brot, Milch und Honig.

So verstrich Sommer, Herbst und der halbe Winter, und es kam Fastnacht. Da gab es viel Besuch aus der Nachbarschaft, und im Grafenschloß sah es aus wie in einer Herberge. Der Förster Heinz aber saß einsam in seinem Jägerhaus, und nur selten drang Kunde zu ihm von dem lustigen Treiben auf der Burg. Endlich kam Nachricht, die war eben nicht erfreulich für den armen Heinz. Frau Adelheid vermählt sich wieder; so lautete die Mär, und sie hallte dem jungen Gesellen in's Ohr wie Sterbeglockenton.

Da verschloß Heinz seines Hauses Thür und machte sich selber auf den Weg nach der Burg, und dazu murmelte er allerlei zwischen den Zähnen, das klang nicht wie Gebet.

Als er an den Fuß des Schloßbergs kam, wo die gewundene Straße bergauf führte, hörte er Hufschlag und ein silberhelles Lachen,

weiße Frau ſah ſie mit einem Blick an, der war ſo unſäglich traurig, daß die Magd ihr Grauen überwand und verweilte.

„Ich waſche, ich waſche ſchon dreihundert Jahr;
Mein Schleier bleibt blutig immerdar,"

murmelte die Unglückſelige und rieb und ſpülte das blutige Linnen unter Aechzen und Seufzen.

Da faßte ſich die Dirne ein Herz und ſprach: „Gieb her das Tuch in Gottes Namen!" Die weiße Frau blickte freudig auf und reichte dem Mädchen den Schleier. Und ſieh, unter den Händen der Jungfrau verſchwanden die rothen Flecken, und das Linnen ward rein wie friſcher Schnee.

Da floſſen helle Thränen über das bleiche Geſicht der Verzauberten; ſie nahm das ihr dargereichte Tuch und winkte der Magd mit der weißen Hand.

Wie ein Irrlicht glitt ſie über den Boden, den Tannenſtämmen bald rechts, bald links ausweichend. Zuweilen wandte ſie ihr Haupt um zu ſehen, ob ihr die Dirne folge. Dieſe hatte ihr Kreuzlein gefaßt und ſchritt beherzt

hinter der ſchauerlichen Führerin drein, die den Weg nach dem zerfallenen Bergſchloß nahm.

In einem Kellergewölbe, deſſen Decke geborſten war, hemmte die weiße Frau ihren Gang und deutete mit der Hand auf einen Stein, der dem Boden eingefügt war.

Mit ſtarken Armen hob die Magd den Stein, aber im nächſten Augenblick fuhr ſie entſetzt zurück. In der Grube ſtand ein mit Goldſtücken und köſtlichem Geſchmeide gefüllter Keſſel, oben darauf aber lag ein todtes Kindlein mit einer blutigen Wunde in der Bruſt.

Die Dirne wollte fliehen, aber als ſie gewahrte, wie die weiße Frau mit jammervoller Geberde die Hände rang, hielt ſie Stand und legte das hölzerne Kreuz, das ſie bisher in der Hand gehalten hatte, dem todten Kind auf die Bruſt.

Da faltete die weiße Frau ihre Hände und neigte das Haupt tief. Sie wurde blaſſer und blaſſer wie ein Traum beim

Krähen des morgenkündenden Hahns, und schließlich zerrann die Nebelgestalt in nichts.

Als das Mädchen ihre Augen wieder auf die Grube richtete, war das todte Kind verschwunden, das Kreuz lag oben auf dem gefüllten Kessel, und das gelbe Gold blinkte und gleißte in der Sonne, welche durch die geborstene Mauer in das Gewölbe schien.

Ohne weiter von Geisterspuk geschreckt zu werden, brachte die muthige Dirne den Goldhort in Sicherheit, und dem Mannsvolk kam sie von Stund' an noch drei mal so schön vor als ehedem.

Das Waſſer des Vergeſſens.

Im runden Thurmgemach, welches mit Jagdgeräth, Hirſchgeweihen und ausgeſtopftem Federwild geſchmückt war, ſaß ein junger Geſell auf dem hölzernen Schemel, zwirnte aus Marderſehnen einen Bogenſtrang und ſang ein luſtiges Jägerlied dazu. Seiner Kleidung nach war er ein Waidmann und ſeinem verſchnittenen Haar nach ein Diener der Schloßherrſchaft. Sein Name war Heinz.

Ueber dem Burſchen von der Decke herab hing ein ſchwankender Reif, und in dem Reif ſaß ein grauer Falk mit gebundenen Flügeln und der Kappe über den Augen.

Zuweilen hielt der Jäger in seiner Arbeit inne und setzte den langsamer schwingenden Reif wieder in rasche Bewegung. Dies geschah, damit der Falk nicht einschlafe, denn er war ein Nestling und sollte zu einem Jagdfalken erzogen werden; eines waidgerechten Falken Abrichtung beginnt aber damit, daß man ihn durch Hunger und Schlaflosigkeit gefüge macht.

Heinz war des Grafen Falkner gewesen, und der alte Herr hatte den Burschen gehörig in Athem erhalten. Jetzt aber hatte letzterer gute Tage. Der Graf jagte nicht mehr, denn er lag seit Jahresfrist stumm und still in einem mit Wappenschildern gezierten Steinsarg, und seine Wittwe, Frau Adelheid saß den ganzen Tag mit dem Kapellan zusammen und dachte nicht des Waidwerks.

Heute mußte die Schloßfrau des Betens wohl überdrüssig geworden sein, denn sie war aus ihren Gemächern hervor gegangen und durchstreifte die Räume der Burg. Der Gesang des jungen Gesellen mochte ihr nach dem eintönigen Psalmodiren des näselnden

Kapellans eine angenehme Abwechselung sein; sie ging der Stimme nach und betrat des Falkners Thurmgelaß.

Heinz machte ein verwundertes Gesicht, als er die stolze Frau im Leidschleier und grauen Gewand eintreten sah. Er erhob sich und neigte sich unterwürfig zur Erde nieder. Frau Adelheid ließ ihre leuchtenden Augen über die schlanke Gestalt des Falkners gleiten und lächelte gnädig, und ihr Lächeln deuchte den Gesellen wie Maiensonne. Die Frau fragte viel über Falknerei und Waidwerk, und als sie schied, sah sie den Jäger mit einem gar seltsamen Blick an, daß der kecke Bursch wie ein vierzehnjähriges Mägdlein sein Haupt seitwärts wandte.

Und es begab sich wenige Tage darnach, daß Frau Adelheid auf einem schwanenweißen Zelter in den grünen Wald hinein ritt. Sie trug aber kein graues Kleid, sondern ein Gewand aus grünem Sammet und statt des Wittwenschleiers einen Zobelhut mit wallenden Federn. Hinter ihr ritt, das Federspiel auf der Faust, Heinz, der junge

Falkner und ſah aus ſeinen blauen Augen gar freudig drein.

Sie waren ſchon ein gutes Stück geritten, und die Thürme des Schloſſes waren längſt hinter den breitäſtigen Buchen verſchwunden. Da wandte Frau Adelheid ihr Haupt und ſprach: „Reite neben mir, Heinz!“ Und Heinz that, wie ihm die Frau befohlen hatte. Der Waldweg war eng, und der Gräfin Reitkleid ſtreifte das Knie des Falkners. So ritten ſie weiter. Die Bäume rauſchten leiſe, die Buchfinken ſangen, und zuweilen huſchte kleines Waldgethier über den Weg. Mitunter knackte es auch im Holz von brechenden Aeſten, wenn ein Wild waldeinwärts eilte, oder ein geſchreckter Vogel flatterte geräuſchvoll empor, und dann lag auf dem Wald wieder tiefe Stille. Und die Schloßfrau wandte ſich abermals zu dem Jäger und ſprach mit lachendem Mund:

„Laß einmal hören, Heinz, ob du ein kluger Jägerknab biſt.

Lieber Waidgeſell, ſag' mir frei,
Was ſteigt wohl höher, denn Falk und Weih?“

Ohne sich zu besinnen entgegnete Heinz:

„Hoch steigt der Falk, und der Weih steigt hoch,
Der Adler aber steigt höher noch.“

Und wieder fragte Frau Adelheid:

„Lieber Waidgesell, sag' mir wahr,
Was steigt noch höher als der Aar?“

Der Falkner dachte ein paar Augenblicke nach, dann antwortete er:

„Noch höher als das Gefieder all
Steigt wohl der leuchtende Sonnenball.“

Die Gräfin nickte beifällig und fragte zum dritten Mal:

„Trauter Gesell, verhehl' mir's nicht,
Was steigt noch höher als die Sonne licht?“

Jetzt war des Falkners Weisheit zu Ende. Er schaute zu den Kronen der Buchen empor, als ob ihm von dorther Hilfe kommen könne, und dann sah er wieder auf den Sattelknopf nieder, aber er blieb stumm.

Da hielt Frau Adelheid ihr Rößlein an und neigte sich zu dem Jäger und sprach leise:

„Wohl steigt die Sonne am Himmel hoch,
Doch heimliche Minne steigt höher noch.“

Sprach's und schlang ihre weißen Arme

um des Gesellen Hals und küßte ihm die braune Wange.

Zwei Nußhäher mit blauen Flügeln flatterten aus den Haselbüschen auf und flogen schreiend in den Wald um zu erzählen, was sie gesehen, und am andern Morgen zwitscherten die Spatzen, die unter dem Schloßdach nisteten, einander zu:

„Piep, piep,
Die Herrin hat den Jäger lieb."

Ja, das war eine schöne Zeit für den Falkner Heinz. Er ließ sich das Haupthaar wachsen, daß es in gelben Ringeln bis auf seine Schultern herunter rollte und trug silberne Sporen und eine Reiherfeder auf dem Hut und baute Schlösser in die blaue Luft, eins schimmernder als das andre.

Zwar ein Schloß bekam er nicht, aber ein stattliches Försterhaus mit einem Hirschgeweih am Giebel und Feld und Wiesenland dazu ward ihm zu Lehen gegeben, und dort saß er nun als Bannförster, und wenn seine gnädige Herrin zu ihm hinaus geritten kam, stand er in der Thür und schwenkte

grüßend den Hut, hob dann Frau Adelheid aus dem Sattel und bewirthete sie mit Brot, Milch und Honig.

So verstrich Sommer, Herbst und der halbe Winter, und es kam Fastnacht. Da gab es viel Besuch aus der Nachbarschaft, und im Grafenschloß sah es aus wie in einer Herberge. Der Förster Heinz aber saß einsam in seinem Jägerhaus, und nur selten drang Kunde zu ihm von dem lustigen Treiben auf der Burg. Endlich kam Nachricht, die war eben nicht erfreulich für den armen Heinz. Frau Adelheid vermählt sich wieder; so lautete die Mär, und sie hallte dem jungen Gesellen in's Ohr wie Sterbeglockenton.

Da verschloß Heinz seines Hauses Thür und machte sich selber auf den Weg nach der Burg, und dazu murmelte er allerlei zwischen den Zähnen, das klang nicht wie Gebet.

Als er an den Fuß des Schloßbergs kam, wo die gewundene Straße bergauf führte, hörte er Hufschlag und ein silberhelles Lachen,

das ihm in die Seele schnitt wie eine zweischneidige Klinge, und den Weg herab kam auf weißem Roß die Schloßfrau geritten, und neben ihr lenkte ein stattlicher Herr in reichem Kleid einen glänzenden Rappenhengst und schaute mit funkelnden Augen auf das schöne Weib an seiner Seite.

Da wollte dem jungen Waidmann das Herz im Leib zerspringen, aber er ward seiner selbst Herr; er saß auf einen Stein nieder wie ein Bettler, und als das Paar ihm nahe kam, sang er:

„Wohl steigt die Sonne am Himmel hoch,
Doch heimliche Minne steigt höher noch."

Der stolze Reiter hielt sein Roß an, wies mit der Peitsche nach dem Jäger und fragte seine Begleiterin: „Was hat das zu bedeuten? Wer ist der Mann?"

Der Gräfin war das Blut aus den Wangen gewichen, aber sie faßte sich schnell und sprach:

„Ein wahnsinniger Jäger. Kommt, laßt uns vorüber ziehen. Mir grauet in seiner Gegenwart."

Der Ritter aber hatte einen Beutel losgeneſtelt und warf dem Mann am Weg ein Geldſtück zu. Da ſchrie Heinz laut auf und warf ſich mit dem Angeſicht auf den Boden. Die Beiden aber gaben den Pferden die Sporen und ritten eilig von hinnen.

Der Hufſchlag war längſt verhallt, als ſich der Unglückliche vom Boden hob. Er wiſchte ſich Staub und Erde aus dem Antlitz, drückte den Hut in die Stirn und ſchritt in den Wald hinein. Ohne Weg und Pfad rannte er fort, bis die Nacht hereinbrach. Da warf er ſich unter einem Baum nieder, hüllte ſich in ſeinen Mantel, und auf den erſchöpften Mann ſenkte ſich der Schlaf.

Der arme Heinz ſchlief die ganze Nacht ohne Traum, bis ihn die Morgenkälte weckte. Da ſtand aber auch alsbald ſein ganzes Leid wieder vor ihm und grinſte ihn an wie eine Teufelslarve.

„O wenn ich vergeſſen könnte," rief er, „wenn ich vergeſſen könnte! Es giebt einen Born; wenn man von ſeinem Waſſer trinkt, ſo ſchwindet alles Vergangene aus dem Ge-

dächtniß. Wer zeigt mir den Weg zu der Quelle?"

„Heil!" rief eine Stimme neben ihm. „Von dem Waſſer, das vergeſſen macht, bin ich wohl unterrichtet und will Euch gern mit meiner Wiſſenſchaft zu Dienſten ſein."

Heinz blickte auf und ſah vor ſich einen jungen Geſellen in zerſchliſſenem, ſchwarzem Gewand; aus ſeinen Schuhen ſchauten fürwitzig die Zehen. Der gab ſich als fahrenden Schüler zu erkennen und ſprach weiter:

„Das Waſſer, welches vergeſſen macht, heißt Lethe und ſpringt in Griechenland. Dorthin alſo müßtet Ihr reiſen und dann an Ort und Stelle das Nähere erfragen. Wollt Ihr's aber bequemer haben, ſo begleitet mich in die Schenke zur blauen Traube. Sie liegt nicht weit von hier. Dort wird Euch die Wirthin den Trank des Vergeſſens kredenzen, vorausgeſetzt daß Euer Beutel minder ſchlaff iſt als der meinige."

So ſprach der Vagant. Heinz aber erhob ſich und folgte ihm in die Waldſchenke. Dort tranken die Beiden ſelbander einen

ganzen Tag und eine halbe Nacht, und als sie um Mitternacht einträchtig auf der Ofenbank lagen, hatte Heinz allerdings vergessen, was ihn kümmerte und drückte. Mit dem Licht des Morgens kam ihm aber auch die quälende Erinnerung wieder, und Kopfweh hatte er obendrein. Da bezahlte er seine und seines Kumpanen Zeche, nahm kurzen Abschied von dem fahrenden Schüler und zog weiter.

„O wer vergessen könnte!" sagte er im Gehen und schlug sich mit der Faust vor die Stirn. „Ich muß den Born finden, oder ich werde wirklich wahnsinnig."

Am Weg stand eine alte, halb abgestorbene Weide, und auf der Weide saß ein Rabe, der wandte den Kopf nach dem einsamen Wanderer und sah ihn aufmerksam an.

„Du weltkundiger Vogel," redete der Waidmann zu dem Raben, „du weißt alles, was auf der Erde vorgeht; sag' an, wo springt das Wasser des Vergessens?"

„Das möchte ich wohl kennen," sprach

der Rabe, „um selbst daraus zu trinken Ich habe ein Nest gewußt mit sieben fetten, nußgenährten Haselmäusen, und wie ich gestern nachsehen will, was die lieben Thierchen machen, da hat mir der Marder das Nest ausgenommen und nicht ein Stück übrig gelassen. Und nun muß ich an meinen Verlust denken wo ich geh' und steh'. Ja, wer das Wasser des Vergessens wüßte! Aber weißt du was, lieber Gesell? Geh' einmal zur Waldfrau, die weiß mehr als andere Leute und kennt auch vielleicht den Born des Vergessens." Darauf beschrieb der Rabe dem Jäger den Weg zur Waldfrau. Heinz bedankte sich und zog weiter.

Die Waldfrau war daheim. Sie saß vor ihrer Hütte und spann und nickte dazu mit dem weißen Kopf. Neben ihr saß ein grauer Kater mit grasgrünen Augen, der leckte sich die Pfoten und schnurrte dazu.

Heinz trat an die Alte heran, grüßte ehrerbietig und trug seine Sache vor.

„Den Born des Vergessens weiß ich allerdings," sprach die Waldfrau, „und will

dir, du armer Knab, einen Trunk aus ſeinen Waſſern nicht vorenthalten, aber umſonſt iſt nur der Tod — willſt du einen Becher des köſtlichen Getränkes haben, ſo mußt du mir zuvor drei Arbeiten verrichten. Willſt du das?"

„Wenn ich kann."

„Ich verlange nichts Unmögliches von dir. Du ſollſt mir zunächſt den Wald hinter meinem Haus umhauen. Das iſt die erſte Arbeit."

Dazu verſtand ſich der Burſch. Die Waldfrau gab ihm eine Holzaxt und führte ihn an Ort und Stelle. Heinz reckte ſich und ſchwang die Axt, und bei jedem Schlag, den er führte, bildete er ſich ein, er ſchlage auf ſeinen Nebenbuhler los, und die Bäume ſanken krachend unter ſeinen wuchtigen Streichen, und das Krachen that ihm wohl. So kam der Abend heran, und Heinz ſah ſich nach Atzung um, denn ihn hungerte gewaltig. Er brauchte auch nicht lange zu warten, denn vom Haus der Waldfrau kam eine Weibsperſon, die ſtellte einen Korb mit

Speis und Trank neben den ermüdeten Holzfäller.

Wie Heinz seine Augen aufhob, sah er vor sich eine wunderliebliche Gestalt, umflossen von gelbem Haar, darauf die letzten Strahlen der untergehenden Sonne flinkerten. Das war die Tochter der Waldfrau. Sie blickte den jungen, finsteren Gesellen mit sanften Augen an und blieb eine Weile vor ihm stehen. Als er aber nichts redete, ging sie wieder von dannen. Heinz aß und trank. Dann trug er sich eine Streu von Tannenzweigen und Waldmoos zusammen, legte sich nieder und schlief einen traumlosen Schlaf. Aber als er am Morgen erwachte, war auch sein Leid wieder wach geworden.

Da griff er zur Holzaxt und hieb auf die Stämme los, daß der Wald von seinen kräftigen Schlägen eine Stunde in der Runde wiederhallte. Und als am Abend das schöne Mädchen mit dem Essen kam, sah Heinz nicht mehr so finster drein wie Tags zuvor, und weil er fühlte, daß etwas gesprochen werden müsse, so sagte er: „Schönes Wetter

heute." Darauf antwortete das Mädchen: „Ja, sehr schönes Wetter," und dann nickte sie und machte sich auf den Heimweg.

So verstrichen sieben Tage, einer wie der andre und am siebenten Tag war der letzte Baum umgehauen. Die Waldfrau kam, belobte den fleißigen Heinz und sprach: „Nun kommt die zweite Arbeit."

Da mußte Heinz die Baumwurzeln ausroden, das Erdreich umgraben und Frucht und Saamen säen. Dazu brauchte er sieben Wochen. Jeden Abend aber nach vollbrachtem Tagewerk brachte ihm die Tochter der Waldfrau das Essen und saß neben ihm auf einem Baumstamm und hörte zu, was Heinz erzählte von der Welt draußen, und wenn er fertig war, reichte sie ihm die weiße Hand und sprach: „Gute Nacht, lieber Heinz." Dann ging sie in ihre Behausung, Heinz aber suchte seine Lagerstatt auf und schlief alsbald ein.

Wie die sieben Wochen herum waren, kam die Waldfrau, sah das Werk, belobte den fleißigen Gesellen und sprach: „Nun

kommt die dritte Arbeit. Jetzt sollst du mir aus dem gefällten Holz ein Haus bauen mit sieben Gemächern, und wenn du auch das vollbracht hast, dann erhältst du einen Becher mit dem Wasser des Vergessens und kannst gehen, wohin du willst."

Da ward Heinz ein Baumeister und baute mit Axt und Säge ein stattliches Haus. Die Arbeit ging zwar nur langsam von statten, dieweil Heinz ohne Gesellen schaffte, aber das war ihm gar nicht unlieb, denn es gefiel ihm im grünen Forst, und am liebsten wäre er immer bei der Waldfrau geblieben. An sein voriges Leid dachte er wohl noch zuweilen, aber nur wie einer, der einen bösen Traum gehabt hat und sich am Morgen freut, daß er aufgewacht ist. Jeden Abend kam die Tochter der Waldfrau heraus zu ihm, und dann sangen sie zusammen bald lustige Waidmannslieder, bald Lieder von Scheiden, Meiden und Wiedersehen.

So verstrichen sieben Monate. Da war das Haus fertig von der Thürschwelle bis zum Giebel. Auf den Giebel hatte Heinz

einen jungen Tannenbaum gesteckt, und das Mädchen hatte Kränze aus Tannenreis und rothen Vogelbeeren gebunden und die Wände damit geschmückt.

Die alte Waldfrau kam an ihrer Krücke, den Kater auf der Schulter, um das fertige Werk in Augenschein zu nehmen. Sie sah sehr feierlich aus, und in der Hand trug sie einen aus Holz geschnitzten Becher, darin war das Wasser des Vergessens.

„Du hast die drei Arbeiten, die ich dir auferlegt, vollbracht," sprach sie, „und nun kommt der Lohn. Nimm diesen Becher, und wenn du ihn bis zum letzten Tropfen geleert hast, so ist die Vergangenheit aus deinem Gedächtniß ausgelöscht."

Der Waidmann streckte zögernd die Hand nach dem Becher aus.

„Trink," sprach die Waldfrau, „und vergiß ‚Alles?'"

„Alles?"

„Ja Alles, dein Leid von ehedem, mich und" — — —

„Und mich auch," sagte das schöne Mädchen

und hielt die Hand vor die Augen um die quellenden Thränen aufzuhalten.

Da faßte der junge Geſell den Becher und ſchleuderte ihn mit kräftiger Hand auf den Boden, daß der Trank in vielen blitzenden Tropfen auf das Gras niederregnete und rief: „Mutter, ich bleibe bei Euch!“

Und ehe er wußte, wie ihm geſchah, lag das Mädchen an ſeiner Bruſt und ſchluchzte vor Seligkeit. Und durch die Bäume ging ein Wehen, und die gelben Saaten ringsumher neigten ſich im Wind, die Vögel ſangen im Geäſt, und der graue Kater der Waldfrau ging ſchnurrend um das glückliche Paar im Kreis herum.

Nun könnte ich noch ohne große Mühe die alte Waldfrau in eine ſchöne Fee, ihre Tochter in eine Prinzeſſin und das neuerbaute Haus in ein ſchimmerndes Königsſchloß verwandeln, aber bleiben wir lieber der Wahrheit getreu und laſſen wir Alles beim Alten.

Etwas Wunderbares geſchah aber doch. Wo ein Tropfen von dem Waſſer des Ver-

gessens auf den Boden gefallen war, da entstieg dem Grund eine kleine Blume mit himmelblauen Aeuglein. Die Blume hat sich später über das ganze Land verbreitet, und wer nicht weiß, wie sie heißt, für den ist diese Geschichte nicht geschrieben.

Warum die Großmutter nicht schreiben kann.

Sonntagsstille lag auf Flur und Wald, und die an der Berghalde zerstreuten Hütten waren wie ausgestorben. Hier und da lag vor einer Thür ein schläfriger Hund, der nur dann seine Mittagsruhe unterbrach, wenn ihm eine summende Fliege allzusehr zusetzte. Dann that der Gepeinigte einen Schnapp nach der Friedensstörerin, um im nächsten Augenblick die müden Lider wieder zu schließen.

Aus dem Dorf klang lustiges Gefiedel und das tiefe Brummen der Baßgeige; dazwischen ward das Geräusch fallender Kegel vernehmbar und der Ruf des Kegeljungen,

zuweilen auch der Jauchzer eines übermüthigen Burschen oder das Kreischen einer geängstigten Dirne.

Glühender Sonnenbrand allenthalben. Vor dem letzten der kleinen Häuser, die wie verloren am Saum des Waldes lagen, saß ein krausköpfiger Knabe auf der Steinbank und malte auf die Schiefertafel, die er auf den Knieen hielt, buckelige Buchstaben. Zuweilen blickte er sehnsüchtig nach dem fernen Dorfanger hinüber, auf welchem sich seine Spielkameraden, anzuschauen wie kleine bunte Punkte, herumtummelten. Dann that er wohl einen Seufzer und hielt eine Zeit lang den Schieferstift müßig in der Hand, bis ihn das Pflichtgefühl mahnte, die verhaßte Arbeit wieder aufzunehmen.

Jetzt trat eine alte Frau aus dem Haus. Das war die Großmutter des Knaben. Sie beugte sich über seine Schulter und blickte mitleidig auf das Gekritzel des Schreibenden.

„Du armer Bub," murmelte sie und strich mit ihrer knöchernen Hand dem Enkel über

die Haare. „Sogar heut am Tag des Herrn lassen sie ihm keine Ruhe.“

Der Geliebkoste machte ein Jammermaul und schaute mit einem kläglichen Blick zu der Großmutter empor.

„Was man heutzutage alles von den Kindern verlangt!“ sprach die Alte wieder und setzte sich neben den Knaben auf die Steinbank. „Ich kann weder lesen noch schreiben und bin doch mit Ehren durch das Leben gekommen und habe wohlgerathene Kinder und Kindeskinder. Wozu soll uns Bauersleuten das Gezeug.“

Das klang dem Jungen wie Gesang von Engelslippen. „Ihr könnt nicht schreiben, Großmutter?“ fragte er.

„Nein,“ sagte die alte Frau mit Würde und richtete sich gerade auf. Und dann trat eine tiefe Stille ein.

„Hat's damals, wie Ihr klein waret, noch keine Schulmeister gegeben?“ fragte nach einer Weile der wißbegierige Enkel.

„Ei freilich, erwiderte die Großmutter. „Einen Schulmeister hatten wir, und was für

einen! Die zehn Gebote und was man ſonſt noch braucht, bläute er den Kindern ein, daß der Pfarrer, wenn er katechiſirte, ſeine helle Freude hatte, aber ſonſt ließ er fünf grade ſein. O das war ein Mann, wie es heutzutage keinen mehr giebt. Daß ich aber nicht ſchreiben gelernt habe, das hat noch einen beſonderen Grund und iſt eine ſehr merkwürdige Geſchichte."

Der Junge ſperrte den Mund auf und ſah erwartungsvoll auf die Großmutter, die alſo zu erzählen begann:

„Daß ich nicht ſchreiben kann, das verdanke ich meiner Mutter, Gott hab' ſie ſelig, die hat's auch nicht gekonnt, und iſt dadurch einmal aus großer Gefahr gerettet worden.

Wie meine Mutter geheirathet hat, da iſt es ihr und ihrem Mann recht kümmerlich gegangen. Sie haben von früh bis in die Nacht hinein ſchaffen müſſen und kaum ihr tägliches Brot verdient. Eines Tages iſt meine Mutter in's Holz gegangen und hat Streu für die Ziege holen wollen. Und da iſt ihr denn ihr Elend ſo recht ſchwer auf's

Herz gefallen, und ſie hat ſich auf den Boden nieder geſetzt und geweint, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen müſſen.

Plötzlich ſteht ein ſtattlicher Herr vor ihr, der war angezogen wie ein Jäger und auf dem Hut hat er eine Hahnenfeder gehabt. Der hat meine Mutter gefragt, warum ſie denn gar ſo erbärmlich thut, und wie ſie ihm ihre Noth klagt, ſo lacht er und ſpricht: ‚Dir ſoll geholfen werden; ich will dich reich machen, daß du dein Lebtag genug haſt.‘ Darauf zieht er ein kleines, rothes Buch aus der Taſche und reicht es meiner Mutter, und auch einen Stift hat er ihr gegeben und hat geſagt: ‚Da ſchreib' dich hinein; es ſtehen ſchon viele drinnen, denen ich geholfen habe.‘

Da hat meine Mutter hocherfreut ſchnell Buch und Stift ergriffen um des fremden Herrn Begehren zu erfüllen. Weil ſie aber des Schreibens nicht kundig war, hat ſie ein Kreuz gemacht.

Und da iſt auf einmal das Buch in ihrer Hand glühheiß geworden, daß ſie es mit

einem Schrei von ſich geworfen hat, und dann iſt es zu Aſche vergangen. Wie ſie aufſchaut, iſt der fremde Mann verſchwunden, und die ganze Luft hat abſcheulich nach Schwefel gerochen. Da iſt es meiner Mutter eiskalt den Rücken hinunter gelaufen, und es iſt ihr klar geworden, daß der fremde Herr kein andrer war als der Gottſeibeiuns. Hals über Kopf iſt ſie heim gelaufen, und es hat lange Zeit gebraucht, bis ſie wieder zu ſich gekommen iſt.

Daß ſie nicht ſchreiben gekonnt und in das Teufelsbuch ein Kreuz gemalt, das hat ihre Seele von ewiger Verdammniß gerettet, und darum hat ſie auch ſtreng darauf gehalten, daß keins ihrer Kinder ſchreiben gelernt hat. Und wenn's nach mir ginge, ſo dürfteſt du's auch nicht, aber es geht jetzt anders her wie in der guten, alten Zeit."

So ſprach die Großmutter und ſchickte der guten, alten Zeit einen Seufzer nach, und der Enkel ſeufzte mit. Es dämmerte in ihm der Gedanke auf, daß er ein Jahrhundert zu ſpät geboren ſei, und er hätte

am liebſten ſeine Schiefertafel an einem Feldſtein zerſchlagen. Aber der Herr Schulmeiſter hatte ſeine Eigenheiten, und im Gemeindewald wuchſen Haſelſtauden die ſchwere Menge.

Der Kobold im Keller.

Dem Lauf eines gewundenen Fluſſes folgend zog ſich durch grünes Geländ eine viel befahrene Straße. Meilen lang wand ſie ſich durch Wieſen und Felder und ließ Dörfer und Städte hinter ſich, bis ſich eine blaugrüne Mauer vor ihr aufzubauen ſchien, die ſich in der Nähe als eine ſtattliche Bergkette erwies. Eine Zeit lang verſuchte die Straße bald nach rechts, bald nach links abbiegend durch die ineinander geſchobenen Berge vorzudringen, bis ſie des zeitraubenden Zickzacks müde gradeswegs den ſteilen Abhang einer mit Tannen beſtandenen Höhe hinaufkletterte. Hier ſtand auf einem Felſenkegel vor Alters ein feſtes Schloß, der Schrecken

der Kärrner und Kaufleute, welche des Weges kamen. Aber das Raubneſt wurde gebrochen, und ein kluger Mann baute aus den Steinen der zerſtörten Burg ein ſtattliches Haus mit Ställen und Schuppen, Küche, Keller und Zechſtube. Es führte im Schild einen weißen Schwan und war bekannt als das beſte Wirthshaus weit und breit.

Wenn ſich die zweirädrigen Karren dem Schwan näherten, erhoben die Spitzhunde die droben auf den ausgeſpannten Leintüchern ſtanden, ein Freudengebell, die Fuhrleute klatſchten wohlgemuth mit den Peitſchen, und die ſchweren Gäule ſchüttelten die Köpfe, daß die Metallſcheiben der Halfter klingend aneinander ſchlugen. Im Schwan wurde Raſt gehalten; das wußten die Pferde und die Hunde ſo gut wie ihre Herren. Menſchen und Thiere mußten ſich ſtärken für den böſen Weg über den Berg, und für Stärkung war ausgiebig geſorgt. Goldener Hafer füllte die Krippen, goldener Wein die Krüge und Becher, und die dampfenden Schüſſeln, die aus der Küche hervorgingen, enthielten

etwas beſſeres als Waſſerſuppe und Haferſchleim.

Damals, wo ſich das zutrug, was wir erzählen wollen, führte eine Wittib mit ihrer Tochter und mehreren Knechten und Mägden die Wirthſchaft, und im Hausweſen war fröhliches Gedeihen.

Der Wirthin Tochter, Jungfer Martha, war wie jedes echte und gerechte Wirthstöchterlein hübſch und friſch wie ein junger Salatkopf, fleißig wie eine Aemſe und flink wie eine Eidechſe. Dazu hatte ſie ein gewandtes Zünglein im Mund, und wenn einmal ein paar Gäſte, denen der Wein zu Kopf geſtiegen war, miteinander in Streit geriethen, ſo ſtellte des Mägdleins gütiges Zureden den Frieden ſchneller her, als es die handfeſten Knechte des Hauſes vermochten. Jungfer Martha war achtzehn Jahre alt, und bereits begann die Wirthin ſich nach einem paſſenden Eidam umzuſehen. Da geſchah etwas ganz beſonderes.

Im Wirthshaus zum weißen Schwan fand ſich plötzlich ein Gaſt ein, ein recht un-

gebetener Gaſt. Das war ein ſogenannter Hauskobold, ein Erdmännlein, wie ſie in den Klüften und Spalten der Berge hauſen. Woher der Wicht gekommen, das wußte niemand, aber da war er, das merkten bald alle Hausbewohner.

Er beunruhigte die Kühe im Stall, ritt nächtlicher Weile auf den Pferden und that den Menſchen allerhand Schabernack an. Die Mägde raufte er bei den Haaren, oder er zog ihnen beim Melken den Stuhl fort, ſodaß die Dirne ſammt dem Milchkübel auf den Boden rollte. In der Küche rumorte er mit Keſſeln und Pfannen, und im Hausgarten ſchüttelte er die unreifen Zwetſchen von den Bäumen. Ein Knecht nach dem andern, eine Magd um die andre kündigte der Wirthin den Dienſt, und ſchließlich bekam ſie nur noch Dienſtboten um doppelten Lohn, und das war zumeiſt verlaufenes Volk, das ſonſt nirgendwo unterkommen konnte.

Und der Kobold wurde von Tag zu Tag frecher. Anfangs hatte er ſeine Schelmenſtreiche unſichtbar ausgeführt, jetzt aber guckte

er am hellen, lichten Tag aus den Ecken und Winkeln hervor und ſchreckte die Leute durch abſcheuliche Fratzen. Er war anzuſchauen als ein drei Spannen hohes Männlein und war mit einem grauen, zerſchliſſenen Kittel angethan.

Die Schwanenwirthin war tief betrübt über den Spuk, denn das blühende Hausweſen ging mälig zurück. Als aber der Wicht gar in den Keller gerieth und den Fäſſern zuſprach dergeſtalt, daß ſie von Tag zu Tag hohler klangen, da raffte ſich die Frau zuſammen und beſchloß den unheimlichen Gaſt um jeden Preis aus dem Haus zu ſchaffen.

Im nächſten Dorf lag eine Mühle, und es ging die Rede bei den Leuten, daß daſelbſt ein Kobold in gleicher Weiſe gehauſt habe, bis er durch den Müller zum Auszug gezwungen worden ſei. Dorthin begab ſich die Schwanenwirthin und klagte dem Müller ihr Leid.

„Ei," ſagte dieſer, als er vernommen hatte, um was es ſich handle, „dem Uebel

iſt leicht abzuhelfen.“ Dann erzählte er, wie er des Kobolds ledig geworden ſei.

Auf den Rath einer weiſen Frau hatte er dem Erdmann einen neuen Anzug fertigen laſſen und ſelbigen an einen Ort hingelegt, wo ihn der Wicht finden mußte. Das Männlein, als es der neuen Kleider anſichtig geworden war, hatte ſie unverweilt angezogen und mit trauriger Stimme geſprochen:

„Nun hab' ich den Lohn,
Muß auf und davon.“

Und von dieſer Zeit an war der Kobold verſchwunden und hatte ſich nicht mehr blicken laſſen.

So erzählte der Müller, und die Schwanenwirthin ging dankend nach Hauſe.

Sofort ließ ſie dem Kobold ein feines, blaues Wams, ſchwarze Kniehöslein und einen ſcharlachenen Bruſtlatz machen, dazu eine Paar Schuhe mit blanken Schnallen und trug den Staat dem Erdmann in den Keller, wo jetzt ſein Lieblingsaufenthalt war. Dann ſtellte ſie ſich vor die Thür und blinzelte durch das Schlüſſelloch.

Es dauerte auch nicht lange, so huschte der Kleine wie eine Ratte aus einem Winkel hervor und betrachtete die Gaben. Er faltete die Kleider auseinander und hielt sie prüfend gegen das Licht, das zur Kellerspalte herein fiel. Dann aber warf er sie auf den Boden und gröhlte:

„Ei wie nett, ei wie fein!
Lieber ist mir doch der Wein.
Zum Zippel, zum Zappel, zum Kellerloch 'nein —
Alles muß gesoffen sein!"

Die Wirthin erschrak, als sie das hörte. Das Mittel, das ihr der Müller an die Hand gegeben hatte, war also wirkungslos geblieben. Traurig ging sie in ihre Kammer und sann nach, wie sie den Kobold los werden könne.

Da trat ihr Töchterlein zu ihr und gab ihr einen klugen Rath. „Laßt einen Geistlichen holen," sprach sie. „Der Kaplan vom Kirchdorf ist ein starker Glaubensmann und fürchtet sich nicht vor dem Gottseibeiuns. Der wird auch sicherlich mit dem Erdgeist fertig. Laßt ihn holen, Mutter."

Und die Wirthin belobte ihr kluges Kind

und packte alsbald in einen Tragkorb einen schweren Schinken und ein Säcklein mit Hutzeln und Aepfelschnitzen. Ganz oben auf den Korb aber ward eine gefesselte Gans gesetzt. Gefolgt von einer Magd, welche die Gastgeschenke trug, suchte die Wirthin den Gottesmann auf und bat ihn, sie von dem Hauskobold zu befreien.

„Das ist keine Kleinigkeit," sagte der geistliche Herr und musterte die Gaben. „Aber seid getrost, Frau; ich werde ihn bannen, den bösen Geist. Geht ruhig nach Hause. Morgen komme ich zu Euch, dann will ich ein Wörtlein mit dem Kobold sprechen. — Habt Ihr noch von dem guten Malvasier, von dem Ihr Euch im vorigen Jahr ein Fäßlein eingelegt habt?"

„Ja Herr," erwiderte die Frau, „das Fäßlein mit Malvasier ist noch vorhanden, aber der üble Kellergast macht es von Tag zu Tag leichter."

„Periculum in mora," sprach der Priester. „Es wird am besten sein, ich gehe gleich mit Euch."

Und gesagt, gethan. Er steckte ein Buch und ein Kreuz zu sich und folgte der Wirthin.

Der Kaplan war wirklich ein muthiger Gottesstreiter. Mit dem Kreuz in der Rechten und dem Buch in der Linken betrat er den Keller, den der Kobold bewohnte. Die zitternde Hausfrau leuchtete mit einer Laterne.

Jetzt hob die Beschwörung an, und der Wirthin gruselte es beim Anhören der lateinischen Worte, die sie nicht verstand. Da erscholl es auf einmal aus dem dunklen Kellergrund:

„Pfäfflein, willst mich bannen?
Schnickschnack!
Pfäfflein, zeuch von dannen.
Schnickschnack!
Pfäfflein, laß das Beten sein,
Stiehlst der Kirche Opferwein."

Der Kaplan verstummte jählings; so etwas war ihm vermuthlich noch nie vorgekommen. Aber er ließ sich nicht so leicht in's Bockshorn jagen. Mit erhobener Stimme setzte er die unterbrochene Beschwörung fort. Da rief es abermals aus dem Hintergrund:

„Pfäfflein, willst mich bannen?
Schnickschnack!
Pfäfflein, zeuch von dannen.
Schnickschnack!
Pfäfflein, laß das Beten sein;
Würfelst mit dem Schelmenbein.“

Dem Kaplan versagte die Stimme, er fing an zu stammeln und ließ das Buch zur Erde fallen. Aber er faßte noch einmal Muth und donnerte gegen den frechen Kobold Worte der Verwünschung. Da rief dieser zum drittenmal:

„Pfäfflein, willst mich bannen?
Schnickschnack!
Pfäfflein, zeuch von dannen.
Schnickschnack!
Pfäfflein, laß das Beten sein;
Geh zu deiner Katherein,
Sitzt bei ihrer Spulen,
Denkt an ihren Buhlen.“

Jetzt hatte der Kaplan genug. Er klappte sein Buch zu und schlich aus dem Keller.

„Der ist schlimmer als Beelzebub selber,“ sprach er draußen zur Schwanenwirthin, die den Beschwörer mit sonderbaren Blicken maß. „Ihr glaubt hoffentlich nicht, was der Lügengeist gesprochen?“ — „Nächsten Sonntag will ich wieder kommen und eine

geweihte Wachskerze mitbringen. — Gehabt Euch indeſſen wohl.“ Und mit dieſen Worten ging er eilig ſeines Weges, iſt aber nicht wiedergekommen.

Nun war im Haus tiefe Betrübniß und große Niedergeſchlagenheit. Die Wirthſchaft ging den Krebsgang, und es war auch keine Ausſicht auf Beſſerung.

„Ich muß verkaufen,“ ſprach die Wirthin ſeufzend zu ihrer Tochter, „muß ſchauen anderswo eine Schenke zu kaufen, denn hier gehe ich zu Grund. Aber es iſt doch hart ſcheiden zu müſſen von einem Anweſen, auf dem ich lange Jahre im Glück gelebt.“ Und dann weinten ſich die beiden Frauen recht aus.

Am andern Morgen beſtellte die Wirthin das Haus und hieß den Knecht anſpannen. Sie wollte über Land fahren und ſich nach einem Wirthshaus umthun. Jungfer Martha, die in der Abweſenheit der Wirthin als Hausfrau ſchalten ſollte und den ſchweren Schlüſſelbund bereits an der Gürteltaſche trug, küßte die Mutter zum Abſchied, dann rollte das Wägelein landeinwärts.

Mehrere Tage fuhr die Schwanenwirthin von Dorf zu Dorf und hielt Nachfrage. Endlich fand sie, was sie suchte, und den Kopf voll von Zukunftsplänen machte sie sich wieder auf die Heimfahrt. Als sie sich dem Schwanenwirthshaus näherte, stieg sie aus und befahl dem Knecht langsam hinter ihr drein zu fahren. Sie wollte ihre Leute daheim überraschen und das wäre zu Wagen nicht gegangen. Sie hatte eine Ahnung, daß zu Haus nicht alles in Ordnung sei, und als sie einen Seitenpfad benützend unbemerkt bis an das Wirthshaus gekommen war, fand sie, daß ihre Ahnung sie nicht betrogen hatte.

Unter dem weißen Schwan in der Thür der Schenke lehnte Martha und schaute mit leuchtenden Augen auf einen jungen Gesellen, der am Steintisch saß, vor sich Krug und Becher stehen hatte und die Zither schlug. Vorsichtig schlich die Wirthin näher, und verborgen hinter einer Haselstaude musterte sie den Gast. Es war ein hübscher Bursche mit frischem, sonnengebräuntem Gesicht und

fröhlichen Augen. Seine Kleidung war vom Wandern arg mitgenommen, und auf dem braunen Kraushaar saß ihm ein verdrückter Hut, von dem eine verblichene Feder nickte. Jetzt that der Gesell seinen rothen Mund auf, warf der Schönen unter der Thür einen Schelmenblick zu und sang zur Zither:

„O weißer Schwan, o weißer Schwan,
Dich lob' ich früh und späte.
Du ziehst die durst'gen Brüder an
Wie Eisen ein Magnete.
Doch Eines quält mich für und für
Mit ungefügem Leide;
Das ist an deiner Kammerthür
Die Zeichenschrift der Kreide.

* * *

Zuvörderst muß ich Namen seh'n
Von durstgequälten Mannen.
Die Strichlein, so dahinter steh'n,
Sind unbezahlte Kannen.
Mein Nam' ist leider auch dabei
Und mehrfach angestrichen,
Hat in die wüste Kumpanei
Sich schnöde eingeschlichen.

* * *

Wirthstöchterlein, ach wüßtest du,
Wie schwer mein Herze leidet!
Erst hast du mir geraubt die Ruh'
Und dann mich angekreidet.

Zur Strafe ſchreib' ich dich dafür,
Du liebe Augenweide,
An meines Herzens Kammerthür,
Und zwar mit Doppelkreide."

So ſang der Geſell, und Martha beugte ſich nieder und ſchenkte ihm den Becher voll, und die Wirthin erkannte aus der Farbe des Weins, daß es der beſte war, den ſie im Keller hatte. Der Gaſt aber achtete kaum auf den Wein, vielmehr hing ſein Auge an der, die ihn kredenzte, ſachte legte er ſeinen Arm um ihre Mitte, und das Töchterlein hielt ſtille und lachte, daß ihre weißen Mauszähne zum Vorſchein kamen.

Da ſtand plötzlich vor dem Paar die Schwanenwirthin, als wäre ſie aus dem Boden gewachſen. Sie hatte die Arme in die Seiten geſtemmt und blickte ſtreng auf die Tochter und den fremden Geſellen. Erſtere ſteckte in ihrer Verlegenheit den Finger in den Mund, der Gaſt aber zog höflich ſeinen Hut und ſchaute der Wirthin mit ſo fröhlichen Augen in's Geſicht, daß ſich das heraufziehende Gewitter wie vor ſieghaftem Sonnenblick zurückzog.

„Das ist mir eine saubere Wirthschaft"! sprach die Hausfrau. „Wer seid Ihr und was sucht Ihr in meinem Haus?"

Statt der Antwort griff der Gesell in sein Saitenspiel und sang:

„Wo ich her komm', sag' ich nicht,
Wo ich hin zieh', frag' ich nicht.
Sonne wird mir scheinen.
Welt, du bist mein Schenkenhaus!
Wirft mich einst der Tod hinaus,
Wird kein Aeuglein weinen.

* * *

Hab' kein Haus, kein Losament,
Bin ein fahrender Student,
Durstig allerwegen.
Rinnt vom Zapfen Traubenblut,
Sing' ich, in der Hand den Hut,
Gratias und Segen."

* * *

Die Frau hatte dem Sänger ruhig zugehört, und ihr Angesicht hatte sich völlig geglättet. „Lieber Gesell," sprach sie, „Euer Gesang und Lautenspiel ist recht fein, aber mit Gratias und Segen ist einer Wirthin nicht viel gedient. Ihr habt doch wohl den Spruch gelesen, der drinnen über dem Schenktisch steht? Heute für Geld, morgen umsonst. Und darum —"

„Mutter," fiel Martha der Wirthin in die Rede, „ſcheltet mich, aber kränkt den Gaſt nicht. Er hat Euch gutes gethan, ohne daß Ihr es wißt. Die ſcheckige Kuh, die ſchon ſeit Wochen ſiech geweſen, hat ſeine Kunſt ſoweit gebracht, daß ſie bereits wieder Klee frißt, und in ein paar Tagen hofft er ſie ganz herzuſtellen. Darum ſeid freundlich mit ihm und gönnt ihm Coſament und Raſt im weißen Schwan."

Jetzt war die Wirthin ganz beſänftigt und es flog ihr durch den Sinn: Am Ende weiß der Student auch ein Mittel wider den Plagegeiſt. Darum zog ſie andre Saiten auf, ſprach freundliche Worte zu dem Fahrenden und bat ihn unter ihrem Dach zu verweilen, bis die Kuh geneſen ſei.

Das ließ ſich der Student nicht zweimal ſagen, und da er ein ſchlauer Burſch war, der den Mantel nach dem Wind zu hängen verſtand, und da die Kuh wirklich geſund wurde, ſo betrachtete ihn bald die Mutter mit eben ſo günſtigen Augen wie die Tochter. Am dritten Tag zog ſie ihn zu Rath wegen

des Hauskobolds und erzählte, wie bisher alles vergebens gewesen den Unhold zu beschwören und auszutreiben.

Der Student hörte aufmerksam zu, ließ sich in den Keller führen und musterte den Raum und die darin liegenden Fässer. Dann rief er mit lauter Stimme: „Incubus, Incubus!"

Alsbald ließ sich die Stimme des Kobolds vernehmen:

„Schülerlein, Schülerlein,
Spar' dein Griechisch und Latein.
Hier ist nichts zu holen,
Mach' dich auf die Sohlen,
Stiehl' dem Bau'r ein Schinkentrumm,
Dreh' der Gans den Kragen um!"

„Das ist ein arges Lästermaul," sprach der Student, als er wieder bei der Hausfrau in der Wirthsstube saß. „Das wird ein schweres Stück Arbeit werden, aber fort muß der Wicht, und ich will das Wagestück unternehmen, wenn Ihr mir das zum Lohn gebt was ich von Euch begehre."

„Was ist das?" frug die Wirthin.

„Euer holdseliges Töchterlein, Jungfer Martha."

Die Frau wiegte den Kopf. „Ihr verlangt nichts kleines," sprach sie. Aber der junge Gesell hatte es ihr angethan, und der Kobold mußte um jeden Preis aus dem Haus. Darum sprach sie in Gottes Namen ja. „Befreit mich von dem Plagegeist, und Ihr sollt mein Eidam werden. Hier habt Ihr meine Hand darauf."

Da ward der Student über die Maßen froh und sprang auf und küßte die Schwanenwirthin, daß sie über und über roth wurde. Dann sprach er: „Allein werde ich mit dem Kobold nicht fertig, aber ich habe zwei Kumpane, die sich in der Nachbarschaft bei den Bauern herumtreiben; die will ich herbeiholen. Uns dreien hält der Wicht nicht Stand."

Und damit keine Zeit verloren gehe, nahm der Bursch Hut und Wanderstab und machte sich unverzüglich auf die Sohlen oder vielmehr auf die Strümpfe, denn die Sohlen waren längst durch gegangen.

Nach drei Tagen kam er zurück und brachte zwei Gesellen mit sich, die waren

gar sonderbar anzusehen. Der eine war dick wie eine Tonne und hatte einen Kopf rund und glatt wie ein Kürbis und eine Nase, die funkelte wie edler Granatstein. Der andre war zaundürr und himmellang. Wenn man an ihm hinauf schaute und beim Kragen angelangt meinte, jetzt komme der Kopf, dann kam erst noch eine halbe Elle Hals, der hatte vorn einen Gurgelsack wie der Vogel Pelikan.

Die beiden Frauen brachten den Vaganten reichliche Atzung und einen bauchigen Krug voll Weins. Den aber wiesen sie zum Erstaunen der Wirthin zurück. Ihre Kraft dürfe durch Weingenuß nicht geschmälert sein, erklärten sie. Dafür versorgten sie sich desto reichlicher mit Pökelfleisch und Pickelhäringen.

Als die Sonne zur Rüste ging, begehrten die drei Gesellen in den Keller geführt zu werden. Fast hätte Jungfer Martha den Geliebten nicht mit den Andern gehen lassen, denn sie fürchtete für sein Leben. Er aber hieß sie guten Muthes sein, nahm aus ihrer

zitternden Hand die Leuchte und stieg mit seinen Kumpanen in den finstern Raum hinunter. Die Frauen blieben eine Zeit lang lauschend vor der Thür stehen. Da sie aber keinerlei Geräusch vernahmen, so gingen sie in die oberen Räume zurück, beendeten ihr Tagewerk und legten sich endlich zur Ruhe nieder.

Aber auf der Wirthstochter blaue Aeuglein wollte sich der Schlaf nicht senken; die Angst um ihren Buhlen hielt sie wach. Als die Mutter schlief, erhob sie sich leise von ihrem Lager und schlich mit Herzklopfen zu dem Keller um zu horchen. Verworrene Stimmen und dumpfer Gesang hallte aus dem Kellerraum. Die Beschwörung mußte in vollem Gang sein. Sie drückte ihr Ohr an das Schlüsselloch, und da vernahm sie deutlich die Worte:

„Dreimal drei ist neune.
Ihr wißt schon, wie ich's meine
Fidibum!"

Kalter Schauer rieselte der fürwitzigen Dirne beim Anhören dieser Zauberformel über den Leib, bebend wie Espenlaub floh

ſie in ihr Kämmerlein zurück und vergrub ſich in den Kiſſen.

Die Hähne verkündigten krähend den Morgen. Scharfer Wind kam von den Höhen und zauſte die blühenden Bohnenranken im Gärtlein. Die Tauben ſchlüpften aus dem Schlag, reckten die Flügel und putzten ihr blauweißes Gefieder, und der Hofhund kroch ſchläferig in ſeine Hütte. Da erhob ſich die Wirthin vom Lager. Sie war allezeit im Haus zuerſt auf den Beinen. Sie öffnete die Fenſterläden, und dann ſchritt ſie mit dem Schlüſſelbund nach dem Hausthor und erſchloß es.

Da huſchte etwas aus einem Winkel hervor und ſchlüpfte aus dem Haus hinaus in's Freie, und die Wirthin erkannte im Morgenzwielicht ihren Plagegeiſt, den Hauskobold. Er trug einen Stecken von Haſelholz und ein kleines Bündel. Traurig wandte er ſein erdfarbenes Antlitz nach der Hausſchwelle zurück, und betrübt ſprach er:

„Alles leer, alles leer!
Muß fort auf Nimmerwiederkehr.“

Und als er dies gesprochen, war er verschwunden wie ein Schatten.

Die Wirthin stieß einen Schrei der Freude aus und lief in fliegender Eile nach dem Keller. Da drinnen war alles still wie im Grab.

Heiliger Gott, wenn der Kobold den armen Jungen die Hälse gebrochen hätte!

Sie wagte nicht die Thür zu öffnen; sie klopfte, erst leise, dann stärker — und jetzt regte es sich drinnen. Mit unsicheren Tritten kam's heran, dann öffnete sich die Thür, und der Wirthin zukünftiger Eidam kam zum Vorschein. Er sah sehr angegriffen aus. Die gute Frau schloß ihn in die Arme und drückte und küßte ihn wie einen kleinen Buben. „Hab' tausend Dank, mein herzlieber Sohn," rief sie, „der Kobold ist fort, ich hab' ihn mit eigenen Augen abziehen gesehen."

„Ist er fort?" fragte der Student erfreut. „Kommt heraus, ihr Klötze, ihr Schlafratzen! Der Zauber ist gelungen."

Da tauchte aus dem Dunkel zuerst der Dürre auf und dann der Dicke. Beide

gähnten und rieben sich die Augen. Die Wirthin rief ihre Tochter herbei und das Gesind und verkündete, daß das Haus von dem Kobold befreit sei. Alsdann reichte sie dem Dicken sowohl wie dem Dürren einen ausgiebigen Zehrpfennig. Die beiden bedankten sich, machten den Abschied kurz und zogen ihre Straße.

„Und nun kommt deine Entlohnung," wandte sie sich zu dem Studenten, winkte ihrem Töchterlein und sprach: „Da habt euch." Und es war großer Jubel im Haus.

Als aber die Wirthin in den Keller ging um dem erschöpften Eidam einen stärkenden Frühtrunk zu holen, da wurde ihr rundes Gesicht lang wie eine Glockenbirne. Der Kobold war freilich fort, aber der Wein war auch fort.

Und um ein Haar hätte sich über dem Haupt des zukünftigen Tochtermanns ein Donnerwetter entladen, aber in Erwägung des Dienstes, den er ihr erzeigt, hielt die Wirthin an sich, und es kam nicht weiter als zu einem sänftlichen Brummen. „Wenn

ich erſt ſeine Schwiegermutter bin," dachte ſie, „werd' ich ihm das Pokuliren ſchon legen. Die beiden andern Landſtreicher aber dürfen mir nie wieder über die Schwelle."

Und ſie hielt Wort. Der ehemalige Vagant wurde ein muſterhafter Tochtermann der nur ſoviel trank, als ihm ſeine Schwieger zumaß. Später, als letztere ſelig entſchlafen und er ſelbſt Schwanenwirth geworden war, hat er wohl hin und wieder ein Glas über den Durſt getrunken, aber das verzeiht man einem geplagten Wirth gern.

Sankt Huberti Wunder.

Am Fuße einer steilen, von Tannen gekrönten Felswand waren Zelttücher von Baum zu Baum gespannt, und frohgemuthe Jäger lagen auf dem Moos beim reichlichen Mahl. Hurtig liefen die Knechte von einem zum andern und füllten die Becher mit kühlem Firnewein, und die Herren zechten wie ermattete Waidgesellen zu thun pflegen.

Auf Tannenreisig gestreckt lag das erlegte Wild. Die fleckigen Bracken zerrten an ihren Leinen und wandten die Nasen nach der Stelle, wo über prasselndem Feuer ein geschwärzter Kessel hing, aus welchem kräftiger Fleischdunst emporstieg. Dienende Jäger

und Treiber schürten die Gluth, und was in dem Kessel brodelte, war ihr Jägerrecht.

Bei einem solchen Mahl geht es allezeit laut und lustig zu, und das war auch hier der Fall. Die Herren wie die Diener erzählten sich Schwänke und unglaubliche Jagdabenteuer, und fröhliches Gelächter stieg auf zu den Wipfeln der Tannen.

Da klang eine Glocke durch den Forst, und das Lachen verstummte. Herren und Knechte entblößten das Haupt und ehrten als brave Jägersleute den Herrn der Wälder. Dann wandten sie sich, gestärkt durch das Gebet, wieder zu Speis und Trank.

Da sprach der Jagdherr: „Wißt Ihr, lieben Freunde und Gäste, daß es einer meiner Ahnen war, der die Kapelle erbaut hat, von welcher soeben die Glocke erklang? — Es ist damit eine seltsame Geschichte verknüpft, die ich Euch zum Besten geben will, dafern Ihr sie hören wollt."

„Erzählt, erzählt!" riefen die Jäger, und der Graf hub an:

„Zuvörderst erhebt Eure Augen und

ſchaut empor zu der Wand, die über uns hängt. Der Fels heißt, wie die meiſten von Euch wiſſen der Grafenſtein. Warum er ſo heißt, das ſollt Ihr jetzt erfahren.

Mein Ahnherr, der die Kapelle geſtiftet hat, war in ſeinen jungen Jahren ein Teufelskerl, und was langes Haar trug und dazu ein junges, friſches Geſicht hatte, war vor ihm nicht ſicher."

Hier flog ein Lächeln über die Geſichter der Zuhörer, und einer murmelte etwas von vererbter Ahnentugend. Aber der Erzähler achtete nicht darauf und fuhr fort:

„Er ſtreifte häufig zu Roß im Land umher und fahndete auf runde Wangen und rothe Mündlein, und ſein Herrenrecht ließ er ſich ſelten abkaufen. Einſtmals kehrte er liebegeſättigt nach ſeinem Schloß zurück. Der Tag war heiß, und unverſehens übermannte ihn der Schlaf. Der Zügel entglitt ſeiner Hand, und das Roß trabte ohne Führung mit dem Reiter fort. So gelangte die Mähre bis an den Rand dieſer Felswand. Wohl fuhr mein Ahn aus ſeinem

Schlummer, aber erſt dann, als es bereits in die grauſige Tiefe hinunter ging.

Da in der Todesnoth rief er zu der heiligen Jungfrau. Sein Stoßgebet wurde erhört, und ſänftlich, wie ein welkes Blatt das vom Baum gleitet, langte er auf dem ſicheren Boden an.

Von der Zeit an ging mein Ahnherr in ſich und ſtiftete zum Gedenken ſeiner wunderbaren Rettung die Waldkapelle."

So erzählte der Graf und reichte den Becher zu friſcher Füllung einem Jäger.

Das war ein alter Waldhüter, der ſeinem Herrn ſehr zugethan war und dieſem mehr galt als die andern Diener. Darum durfte er es auch wagen ſich in das Geſpräch zu miſchen, wie er jetzt that.

„Herr," ſprach er, „die Geſchichte klingt wunderſam, aber mir iſt in jungen Jahren ähnliches zugeſtoßen."

„Heraus damit!" rief der Graf leutſelig, und die andern Herren blickten geſpannt auf den Mund des alten Jägers, der alſo begann:

„Ich war ein Burſch von zwanzig Jahren

und ſtand in Dienſten bei Eurem hochſeligen Herrn Vater, der damals drüben über dem Wald im alten Schloß hauſte. Er war wie Ihr ein eifriger Waidmann, und mir hat er viel Gutes erwieſen."

„Trinkt einmal," ſprach der Graf gnädig und reichte dem Alten ſeinen Becher.

Der Waldhüter trank gehorſam und fuhr fort:

„Eines Tages ritt ich mit meinem Herrn auf die Sauhatz. Die Hunde trieben ein Hauptſchwein auf, und huſſah, huſſah! — ging's den läutenden Rüden nach. Aber Eurem Vater that's keiner gleich im Sattel wie in anderen Dingen. Ich blieb bald weit hinter ihm zurück und verlor ihn ſchließlich ganz aus dem Geſicht. Dazu war ich noch fremd in der Gegend und kannte den Wald noch gar wenig. Alſo auf gut Glück weiter, dem Laut der Hunde nach. Da plötzlich, wie mein Hengſt in raſendem Lauf durch das Holz rennt, wird der Wald vor mir licht, und — Schauder faßt mich noch heute, wenn ich daran denke, wiewohl ein halbes Jahrhundert

seitdem vergangen ist — nein mehr noch — jetzt bin ich vierundsiebzig Jahre alt und damals —"

„Weiter, weiter!" drängten die Zuhörenden.

„Plötzlich, sage ich, sehe ich vor meines Rosses Füßen eine gähnende Schlucht, kirchthurmtief. Ich will das Pferd herumreißen, aber es gelingt mir nicht mehr; schon schwebt es mit dem halben Leib über dem gähnenden Abgrund. — ‚Sankt Hubertus hilf!' schrie ich, ‚ich gelobe dir eine Wachskerze dick wie mein Arm!' und dann schließe ich die Augen."

Der Alte schwieg, als ob die Erinnerung an den grausigen Augenblick seine Zunge gelähmt hätte.

„So erzähle doch weiter!" riefen die Ungeduldigen.

„Da," fuhr der Jäger fort, „geschah ein großes Wunder. Sankt Hubertus hörte mein Gebet und machte, daß an der ganzen Geschichte kein wahres Wort war."

Dröhnendes Gelächter scholl von den härtigen Lippen der Jagdgenossen, und das Ge-

bell der Hunde miſchte ſich in den Jubel der Herren. Als ſich der Sturm gelegt hatte, frug der Graf:

„Und wie haſt du's mit der Kerze gehalten, die du deinem Schutzpatron gelobt haſt, alter Sünder?"

„Herr," erwiderte der Waldhüter, „ich bin mein Lebtag eine arme Haut geweſen; woher hätte ich die Kerze nehmen ſollen? Unſereiner iſt froh, wenn er ſein Stück Brot hat und manchmal einen Trunk dazu. Freilich laſtet es ſchwer auf meinem Gewiſſen, daß ich dem Heiligen bis heut meine Schuld nicht abzahlen konnte. Vielleicht geben mir die Herren eine kleine Beiſteuer, damit Sankt Hubertus zu ſeiner Kerze kommt."

Da lachten die Herren wiederum. Jeder zog ſeinen Beutel, und in den alten Hut des Jägers fiel ein Regen von Silberſtücken.

Ob aber Sankt Hubertus ſeine Kerze bekommen hat, das wird er am beſten ſelber wiſſen.

Theodelinde
und der Waſſermann.

Am Waldrand, wo die Blumen ſtehen, die tiefer im Schatten nicht gedeihen, wo die braune Waldmaus wohnt und die grüne Eidechſe, wo der Zaunkönig durch die Büſche ſchlüpft und Käfer in goldenem Panzer ſich um die wilden Roſen tummeln, dort ſtanden als vorgeſchobene Poſten zwei uralte Fichten, die aus einer Wurzel empor gewachſen ſchienen. Am Fuß der Zwillingsbäume war eine Bank aus Steinen und Moos hergerichtet, und auf der Bank ſaß eine Dame, die ſich von der Mehrzahl ihrer Schweſtern dadurch unterſchied, daß ihre Geſtalt da Vertiefungen zeigte, wo man

sonst Erhöhungen zu finden gewohnt ist. Sie trug ein himmelblaues Gewand und einen breitrandigen Strohhut, der ein gelbliches, von zwei semmelfarbenen Locken umrahmtes Antlitz beschattete. In der Rechten hielt sie einen zierlichen Stift, in der Linken ein kleines, rothes Buch, auf dessen Decke mit goldenen Buchstaben geschrieben stand: „Theodelindens Geistesblüthen."

Theodelinde war Dichterin, und ihre jüngste Geistesblüthe lautete also:

Im Wald im kühlen Moose
Stand eine schöne Rose.
Da kam des Wegs ein Knab
Und brach das Röslein ab.

* * *

Das Röslein hat gesprochen:
O weh, ich bin gebrochen!
Jedoch an deiner Brust
Ist sterben eine Lust.

Die Verse waren niedergeschrieben, und der Dichterin wasserblaue Augen blickten sehnend in die Ferne, aber der Knabe, den sie meinte, wollte nicht kommen; der Knabe saß zur selben Stunde mit ein paar lustigen Zechbrüdern in der Waldschenke zum weißen

Hirſchen und dachte nicht daran das Röslein zu brechen.

Theodelinde ſeufzte und pflückte eine der Sternblumen, die vor ihr im Gras ſtanden. „Er liebt mich," murmelte ſie, während ihre ſpitzigen Finger die weißen Blättlein auszupften, „er liebt mich von Herzen — mit Schmerzen — über alle Maßen — ganz raſend — ein wenig — gar nicht." — O weh du arme Theodelinde!

„Das iſt ein abgeſchmacktes, kindiſches Spiel," ſagte ſie und warf die verſtümmelte Blume verächtlich auf den Boden. Dann ſchürzte ſie ihr Gewand und ſchritt in den Wald hinein, um in ſeinem heiligen Dämmerſchatten womöglich noch ein paar Geiſtesblüthen zu pflücken.

Wäre Theodelinde kein Stadtfräulein, ſondern ein Bauernkind aus dem Gebirg geweſen, ſo hätte ſie ſich wohl beſſer vorgeſehen, als ſie ihren Gang durch den Wald unternahm und vor allen Dingen ein Zweiglein von dem Strauch Kranewett, der allen Zauber zu nichte macht, in den Schuh gelegt.

Dann wäre ihr das wohl kaum geſchehen, was ihr geſchah. — Aber was weiß ſo ein armes Stadtfräulein von den Geheimniſſen des Waldes?

Da, wo die mächtigſten Tannen mit den langen, grauen Moosbärten ſtehen, wächſt im Schatten das Kraut „Irrwurz" geheißen. Niemand außer dem Schwarzſpecht, der alle Zauberkräuter kennt, hat es zu Geſicht bekommen, aber ſchon mancher, der unverſehens darauf trat und den Gegenzauber nicht bei ſich trug, hat ſeine Wirkung verſpüren müſſen.

Während die Dichterin aus Sonne und Wonne, Herz und Schmerz Geiſtesblüthen zuſammenſtellte, gerieth ſie ſachte immer tiefer in den Wald hinein. Erſt die beginnende Dämmerung und ein ſehnendes Verlangen in der Magengegend, welches gewöhnliche Menſchen Hunger nennen, mahnte die Luſtwandelnde an die Heimkehr. Sie ſchritt den Weg zurück, den ſie hergekommen war, aber der Wald wollte kein Ende nehmen, denn ſie ging im Kreis herum, und

daran war die Irrwurz Schuld, auf die sie unversehens getreten war. — O Jammer, o Jammer! — Es wurde dunkler und immer dunkler. Nächtliches Gethier huschte schattenhaft über den Weg, und raubende Eulen ließen ihren Ruf vernehmen. Theodelinde war in Verzweiflung.

Plötzlich stand sie vor einem kleinen Haus, aus dessen Fenster ein Licht schimmerte. Mit erleichtertem Herzen klopfte sie an die Thür, diese wurde aufgethan, und Theodelinde trat in die Hütte.

Im Innern waren drei zierliche Frauen, nicht größer als halbwüchsige Mägdlein, damit beschäftigt am Herd Kuchenbrot zu backen. Das waren Waldweiblein. Gewöhnlich sind sie unsichtbar, wer aber auf die Irrwurz getreten ist, vermag die Waldweiblein zu schauen und noch manches andre.

Gutmüthig und dienstfertig nahmen sie sich der Verirrten an, rückten ihr einen Schemel an's Feuer und bewirtheten sie mit Brot und Milch. Theodelinde faßte Zutrauen zu ihnen und fühlte sich in ihrer

Geſellſchaft bald ganz wohl, zumal da ihr die Weiblein verſprachen, ſie am nächſten Morgen auf den rechten Weg zu bringen.

„Das iſt doch einmal ein richtiges Abenteuer, ſo etwas kann nur einer Dichterin begegnen," dachte Theodelinde und empfand das mit ſanftem Grauen gemiſchte Wohlbehagen eines Kindes, dem man eine Geiſtergeſchichte erzählt. — Es ſollte aber noch beſſer kommen.

Plötzlich wurde an das Fenſter geklopft und eine Männerſtimme rief:

„Macht auf die Thür, ihr Schweſterlein!
Der Mond ſchien mir in's Waſſer hinein,
Hat mir geleuchtet durch den Tann.
Macht auf die Thür dem Waſſermann."

„Da iſt er ſchon wieder," ſprach das eine Waldweiblein, „der Unhold, der Friedenſtörer: Seine Mutter, die alte Nixe ſchickt ihn her. Sie will ihn verheirathen, damit ſich der leichtſinnige Geſell an Ordnung und Häuslichkeit gewöhnt, und nun meint ſie, unſereins müſſe es ſich zur Ehre anrechnen ihre Schwiegertochter zu werden. Aber eh'

ich meinen grünen Wald verlasse und seine Frau werde, lieber bleibe ich ledig."

„Und ich auch, und ich auch," sprachen die beiden andern Weiblein. Theodelinde aber schwieg.

„Wir müssen ihn einlassen," hob die Erste wieder an, „da hilft nichts. Er ist ein gar gefährlicher Bursche, dessen Zorn wir nicht reizen dürfen." Und mit einem Seufzer entriegelte sie die Thür.

Der Wassermann trat ein. Er war hübsch von Gesicht und schlank gewachsen. Freilich hatte er grüne Haare, aber Fräulein Theodelinde fand, daß sie ihm sehr gut standen.

Der Gast sah etwas verschnupft drein, als er wahrnahm, was für einen Besuch die Waldweiblein bei sich hatten, aber als Mann von Lebensart ließ er seinen Unmuth nicht merken und benahm sich so liebenswürdig, wie ein Wassermann nur sein kann. Theodelinde wurde gesprächig; sie erzählte von Bällen und Theatervorstellungen, und der Wassermann hörte geduldig zu. Dann

mußte er erzählen, und er that es willfährig.

Ja, er war ein feiner Mann und gewiß viel beſſer als ſein Ruf. Und dazu hat er im See ein kryſtallenes Schloß, was auch nicht zu verachten iſt, und die alte Nixenmutter iſt gewiß eine ganz liebe Frau. — So dachte Theodelinde, und im Geiſt ſchaukelte ſie ſich bereits als Meluſine auf den Wogen und ſchwebte im Schwanenhemd durch die Lüfte.

Es drängte ſie den Waſſermann einen Blick in das Innere ihrer Seele thun zu laſſen. Darum zog ſie nach ein paar einleitenden Worten das rothe Buch aus ihrem Buſen und begann ihre Gedichte vorzuleſen.

Eine Zeit lang hörte der Waſſermann zu und murmelte Worte der Anerkennung. Plötzlich aber ſprang er empor und rief: „Donnerwetter! Beinah hätt' ich vergeſſen, daß ich vom wilden Jäger und der Frau Holle zu einer Skatpartie eingeladen bin. Ich bitte um Entſchuldigung.“ Sprachs und ſtürmte aus dem Haus.

Betroffen ſchaute Theodelinde nach der Thür, durch welche er entflohen war. Die Waldweiblein aber klatſchten in die Hände und riefen jubelnd: „Das haſt du gut gemacht, das haſt du gut gemacht! Sollſt auch ein Gaſtgeſchenk haben zum Dank.“

Und das eine Weiblein ging zu einer Truhe, entnahm derſelben einen Knäul blauen Garns und reichte ihn der Dichterin mit den Worten: „Nimm ihn wohl in Acht; es iſt Segen dabei.“

Theodelinde wußte nicht, was das alles zu bedeuten habe. Aergerlich über das Benehmen des Waſſermanns und müde von den Anſtrengungen des Tages bat ſie, ihr eine Schlafſtätte anzuweiſen. Die Weiblein ſchütteten ihr ein Blätterlager auf. Dann legte ſie ſich nieder und ſchlief ein.

Als ſie erwachte, lag ſie am Rand des Waldes unter den Zwillingsfichten. Kühler Morgenwind fuhr durch die Gipfel der Bäume und ſpielte mit Theodelindens ſemmelfarbenen Locken.

„Alſo geträumt habe ich,“ ſprach ſie bei

ſich, „und die Nacht im Wald verſchlafen.“ Sie taſtete nach der Stelle, wo ſie das rothe Buch aufzubewahren pflegte, aber das Buch war fort. Erſchrocken ſprang ſie auf, da rollte aus ihrem Schoos ein großer Knäul blauen Garns auf den Boden. — Alſo war es doch kein Traum geweſen.

Sie ſuchte nach dem rothen Buch, aber das war und blieb verſchwunden. Verſtimmt und fröſtelnd trachtete ſie ſo ſchnell wie möglich ihr Heim zu gewinnen, um ſich von dem Waldabenteuer zu erholen. Ein tüchtiger Schnupfen beſchloß es.

Während Theodelinde durch ihr Unwohlſein an's Zimmer gefeſſelt war, ſchrieb ſie ihre Gedichte aus dem Gedächtniß in ein neues Buch. Das alte hatten ihr die Waldweiblein, als ſie ſchlief, entwendet, um Theodelindens Geiſtesblüthen als wirkſame Waffe gegen die Zudringlichkeit des Waſſermanns zu gebrauchen. In der That hat er auch ſeine Beſuche eingeſtellt und ſich bald darauf mit einer Nixentochter aus guter Familie vermählt.

Der blaue Knäul aber, welchen die Waldweiblein der Dichterin als Gaſtgeſchenk gegeben hatten, war kein gewöhnlicher Knäul; man konnte davon abwickeln, ſoviel man wollte, er wurde nie alle.

Und Fräulein Theodelinde ſtrickte Strümpfe über Strümpfe und dichtete dazu, und wenn ſie über die Straße ging, ſagten die Leute: „Da kommt der Blauſtrumpf.“

Der Eſelsbrunnen.

In einem grünen Thalkeſſel, den ſteile Höhen einſchließen, ſpringt eine kühle, reiche Quelle, genannt der Eſelsbrunnen. Die Quelle iſt gefaßt und durch ein Dächlein geſchützt, auf deſſen Spitzen ſich als Wetterfahne ein blecherner Eſel dreht.

Im Sommer ſtehen alle Morgen am Rand des Brunnens blaſſe Stadtfräulein, die unter der Aufſicht ſorglicher Mütter und ſchirmender Tanten das kalte Waſſer aus zierlichen Henkelgläſern trinken. Auch Stadtherren beſuchen die Quelle, und zwar nicht nur kränkliche, ſondern auch kerngeſunde Burſche mit braunen Geſichtern und kühn gedrehten Schnurrbärten. Ein altersgrauer

Kriegsmann, der seit dreißig Jahren mit den Schwalben kommt und geht, ein dichtendes, unverstandenes Fräulein mit langen, strohgelben Locken, eine räthselhafte Wittwe in tiefer Trauer, ein namentlich bei Regenwetter stark in Anspruch genommener Tausendkünstler, der Geld verschwinden macht und gezogene Karten erräth — alle diese Personen sind am Eselsbrunnen vorhanden, und so fehlt denn nichts von dem, was zu einer sogenannten Sommerfrische gehört. — Halt, da hätten wir die Hauptsache beinahe vergessen, das ist die Wirthin zur goldenen Gans. Sie herrscht mit unbeschränkter Gewalt, kocht gut und behandelt Hoch und Niederig mit biderber Grobheit, die auf die Städter erquickend wirkt wie Maienthau.

Ueber den Ursprung des Namens, den der Brunnen führt, wird viel gestritten. Einige erzählen, ein durstiger Esel habe durch Hufscharren den Quell aufgeschlossen, andere behaupten, der Brunnen heiße so, weil sein Wasser wie Eselsmilch schwächlichen Naturen zuträglich sei. Aber beide Ansichten sind

irrig. Das wird jedem, der dieſe Geſchichte bis an's Ende anhört, ſonnenklar werden.

Vor vielen, vielen Jahren, als der mächtigſte Baum des Waldes noch als Keimling in einer braunen Eichel ſchlief, wußte man noch nichts von der Heilkraft des nachmaligen Eſelsbrunnen. Die Gäſte, die ſich an ſeinem Rand einfanden, waren Thiere des Waldes oder weidendes Vieh, Hirten und Holzhauer, Jäger und Kohlenbrenner, und die Menſchen lobten das kühle Waſſer, und das Gethier that in ſeiner Weiſe das Gleiche.

Eines Tages ſtanden zwei an dem Brunnen, eins hüben und eins drüben. Er war ein Eſel und ſie eine Gans, beide in der erſten Blüthe der Jugend. Sie grüßten ſich ſtumm und ſtillten ihren Durſt. Dann näherte ſich der Eſel der Gans und fragte ſchüchtern: „Jungfräulein, darf ich Euch begleiten?“

Sie nickte und wäre gern erröthet, aber das konnte ſie nicht, und dann gingen ſie ſelbander durch den Wieſengrund und ſprachen vom Wetter. Sie waren ſchon ein

gutes Stück gegangen, da blieb der Esel stehen und fragte: „Jungfräulein, wo geht Euer Weg hin?“

Traurig blickte die Gans ihren Begleiter von der Seite an und sprach leise: „Weiß ich's? O, ich bin das unglücklichste Geschöpf unter der Sonne!“ Und als der Esel weiter forschte und in sie drang, ihr Herz auszuschütten, erzählte sie ihre Lebensgeschichte.

„Ich heiße Alheid,“ sprach die Gans und bin von guter Familie. Meine Ahnfrau war eine jener heiligen Gänse, die das Kapitol gerettet haben. — Ihr kennt doch die Geschichte, Junkherre?“

Der Esel sprach zögernd: „J-a.“ Er hatte eigentlich von der Geschichte noch nichts gehört, aber er wollte die Gans nicht betrüben.

„Eine andre meiner Aeltermütter,“ fuhr Alheid fort, „stand zum heiligen Martin in freundschaftlichen Beziehungen. Sie soll, so erzählt die düstere Legende, sogar für ihn in den Tod gegangen sein. Doch ich will mich nicht bei der Geschichte meiner Ahnen aufhalten, sondern von mir selber sprechen.

Ich erblickte das Licht der Welt zugleich mit elf Geschwistern, und zwar in einem Bauernhof, woselbst meine Mutter als Brütgans ein ihrem Stand angemessenes Dasein verlebte. Ich war der Mutter Liebling, denn in unserer Familie ist das jüngste Kind immer das begabteste."

„Ganz wie bei uns," bemerkte der Esel.

„Ich übergehe meine Kinderjahre," fuhr die Gans fort, „die frohen Spiele im Dorfteich und im Weiher des Schloßgartens, wo ich mir in der Gesellschaft der jungen Schwäne die Zierlichkeit der Bewegung aneignete, welche man so oft an mir gerühmt hat. — Ich hatte der Jugend gelben Flaum längst abgeworfen und war zur Jungfrau herangeblüht. Da erschien eines Tages auf dem Bauernhof ein Mann, der hatte eine stark gekrümmte Nase, seine Schläfe zierten rechts und links zwei schwarze, glänzende Locken, und über der Schulter hing ihm ein Bündel. Die Bäuerin und die Mägde schaarten sich um ihn und sahen mit lüsternen Blicken auf die bunten Bänder und Tücher,

die er ſeinem Sack entnahm. Daß ich es kurz mache. Ich ward eingefangen und mit gebundenen Flügeln und Füßen dem Fremden überantwortet, der mich gegen ein blaues, mit rothen Roſen geziertes Tuch eingetauſcht hatte. — Nun kamen trübe Tage. Ich wurde in einen engen Stall geſperrt und mittels Nudeln aus Gerſtenmehl zur Stopfgans herangebildet. Mit Schaudern bemerkte ich, daß mein Umfang von Tag zu Tag zunahm, und ſelbſt der Gram über meine troſtloſe Lage vermochte nicht dem Uebel Einhalt zu thun."

Hier warf der Eſel einen Blick auf die Geſtalt ſeiner Begleiterin und ſchwur nie eine zierlichere Gans geſehen zu haben. Mit einem dankbaren Blick auf den Eſel fuhr Alheid fort:

„In der letzten Nacht — Schauder faßt mich, denk' ich daran — vernahm ich ängſtliches Wehgeſchrei, welches offenbar aus der Kehle einer meiner Mitgefangenen kam. Ich ſah zwei Augen im Mondlicht funkeln und hörte Todesröcheln. Ein Fuchs oder ein

Iltis mußte in den Stall eingebrochen sein. Die Angst verlieh mir Kräfte, ich zwängte mich durch das Gitter meines Kerkers und gelangte in's Freie. Ich war gerettet. Meine Flügel trugen mich in dieses Thal, und nun will ich versuchen als Wildgans mein Leben zu fristen, bis der Winter kommt, wo ich vielleicht als Schneegans eine bescheidene Stellung finde."

Allheid seufzte tief auf und schwieg dann.

„Mein Schicksal," sprach der Esel, „gleicht dem Eurigen, Jungfer Allheid. Betrachtet das schwarze Kreuz, welches meine Schulter ziert, das sagt Euch alles; ich bin aus dem Geschlecht der Palmesel, und Boldewin ist mein Name. Mein Stammbaum reicht bis in Noah's Arche zurück, Bileams Esel und der Esel, mit dessen Kinnbacken Simson zweitausend Philister erschlug, sind meine Ahnherrn. Daß es einer meiner Vorfahren war, der als Weltweiser zwischen zwei Heubündeln starb, sei nur beiläufig erwähnt, auch bei den Verdiensten meines hochstrebenden Vorfahren, welcher die Seitenlinie der

Mauleſel gründete, will ich mich nicht aufhalten. Meine Eltern waren Kloſterleute und trugen fromme Mönche auf ihren Bettelfahrten. Auch meine älteren Geſchwiſter wurden dienende Brüder, mich aber verkauften die Väter an den Kloſtermüller, und ich, ein Palmeſel, ſah mich durch rohe Menſchen gezwungen ſchnöde Mehlſäcke zu tragen. — Eine Zeit lang duldete ich in ſtiller Ergebung. In der letzten Nacht aber, als mich die Mißhandlungen eines rohen Mühlknappen zur Verzweiflung gebracht hatten, ſprengte ich meine Feſſeln und gelangte in dieſes friedliche Waldthal, wo ich Euch am kühlen Bronnen fand, holdſelige Allheid. Hier gedenke ich vorläufig zu bleiben und als Waldeſel ein beſchauliches Leben zu führen."

Da blieben denn Eſel und Gans im Wieſenthal. Sie wohnten getrennt von einander, wie ſich das geziemt, ſahen und ſprachen ſich aber täglich, und ſchließlich konnte Eins nicht mehr ohne das Andre leben. Sie waren glücklich und traurig zu-

gleich, glücklich, weil sie liebten und Gegenliebe fanden, traurig, weil sie einsahen, daß sie sich nie angehören konnten.

„Ach, daß ich als Gans geboren bin!“ klagte Alheid, und Boldewin, der Esel seufzte: „Wenn ich ein Vöglein wär'!“ und er wußte auch, was für ein Vöglein er gern gewesen wäre.

So vergingen Wochen. Der Esel magerte zusehends ab, obwohl es im Wiesenthal nicht an kräftiger Kost mangelte, und die Gans verlor die Röthe ihres Schnabels, und ihre Aeuglein trübten sich.

Nun wohnte im Wald in einem hohlen Stein eine alte Eule; das war die gescheidteste Frau weit und breit, und die Thiere holten sich oft Rath bei ihr. Der klagte der Esel seine Noth, und als ihn die Eule angehört hatte, sprach sie: „Da kann ich nicht helfen. Aber warte bis zur Sonnenwende. Dann kommt an den Brunnen im Wiesenthal die weise Wunschfrau um zu baden. Der vertraue deinen Kummer. Vielleicht hilft sie

dir und verwandelt deine Gestalt; sie ist eine mächtige Zauberin."

Da ging der Esel halb getröstet von hinnen. Am Vorabend des Sonnwendtages, als Alheid, die Gans ihre Kemenate aufgesucht hatte, verbarg er sich in der Nähe der Quelle und harrte auf die Wunschfrau.

Die ließ auch nicht lange auf sich warten. Im Schwanenhemd kam sie geflogen, warf das Federkleid ab und badete ihre weißen Glieder in dem kühlen Brunnen. Der Esel wartete mit Eselsgeduld bis sie wieder aus dem Wasser gestiegen war, und als sie nun auf einem Stein saß und ihr Haar strählte, da trat Boldewin heran, scharrte dreimal grüßend mit dem Vorderhuf und bat die Wunschfrau flehentlich ihn in einen Gänserich zu verwandeln.

Die Zauberin schüttelte das Haupt. „Das ist ein sonderbarer Wunsch," meinte sie, „aber ich kann und will ihn dir erfüllen." Und sie raunte dem andächtig zuhörenden Esel in's Ohr: „Morgen früh, wenn die Sonne aufgeht, pflücke sieben Gänseblumen und

verzehre ſie ſchweigend, dann tauche deinen Kopf in den Brunnen, und du wirſt in einen ſchmucken Gänſerich verwandelt ſein. Und nun geh' deiner Wege und laß mich allein."

Gerührt dankte der Eſel und entfernte ſich. Er that die ganze Nacht kein Auge zu, und ſobald ſich die Spitzen der Berge rötheten, war er auf den Beinen um ſich ſieben Gänſeblumen zu ſuchen. Dann eilte er nach der Quelle und tauchte ſeinen Kopf ein, und als er ihn wieder herauszog, erblickte er zu ſeiner Freude im Spiegel des Waſſers das Bild eines ſtattlichen Gänſerichs mit ſchön gebogenem Hals.

So ſchnell er konnte, eilte er nach dem Buſch, in welchem die Gans ihre Wohnung genommen hatte. „Allheid, meine geliebte Allheid!" rief er, „wo biſt du?"

„Hier, mein Geliebter," erſcholl es aus dem Dickicht, und eine zierliche Eſelin kam aus den Büſchen hervor getänzelt.

Starr vor Entſetzen blickten ſich die Liebenden an.

„O ich Eſel!" ächzte der Gänſerich.

„O ich Gans!“ stöhnte die Eselin.

Dann brach aus den Augen beider ein heißer Thränenstrom, und unter Thränen erzählte Allheid, wie sie dem Rath der Eule folgend die Wunschfrau aufgesucht habe und auf ihre Bitten in eine Eselin verwandelt worden sei. Hierauf erstattete auch der Gänserich, von heftigem Schluchzen oft unterbrochen, Bericht, und die Mitsommersonne hat wohl nie zwei unglücklichere Geschöpfe beschienen als unsere beiden Liebenden.

Die Zeit heilt. An die Stelle wilder Schmerzen trat stilles Dulden. Eine Hoffnung war dem Paar geblieben. Vielleicht ließ sich die Wunschfrau bei ihrem nächsten Besuch der Quelle bewegen, einem der Liebenden die vorige Gestalt wieder zu geben. Aber bis dahin mußte ein ganzes Jahr verrinnen. Geduld also, Geduld! Und wieder lebten Boldewin und Allheid zusammen wie Bruder und Schwester.

Nach mancher Noth und Fährlichkeit, die der Winter den beiden Anachoreten brachte, kam der Frühling in's Land gezogen, die

Sonne stieg höher und immer höher, und endlich war der Vorabend der Sonnenwende erschienen.

Mit klopfenden Herzen näherten sich die Liebenden diesmal zusammen dem Brunnen und trugen der Wunschfrau ihre Sache vor.

„Das ist ein böses Ding," sprach die Zauberin. „Zurück verwandeln kann ich keines von euch, so gern ich euch den Gefallen thun möchte. Aber ich will euch einen Vorschlag machen. Wie wär's, wenn ihr Menschen würdet? Aus einem Esel und einer Gans ein Männlein und ein Fräulein zu machen, das ist nicht so schwierig, das vermag ich. Wollt ihr?"

„Ja," riefen Boldewin und Alheid wie aus einem Mund.

Die Wunschfrau murmelte einen Zauberspruch und hieß die Beiden ihre Köpfe in den Brunnen tauchen. Sie gehorchten, und als sie sich wieder aufrichteten, war Boldewin ein starker, junger Bursch mit einem überaus gutmüthigen Gesicht geworden, und ihm gegenüber stand ein reizendes Weibchen

mit fein zugespitztem, rothen Mund und schmachtenden Aeuglein.

Und sie fielen der guten Wunschfrau zu Füßen und küßten ihr dankbar die Hände, und dann küßten sie sich auf den Mund und sagten sich Worte der Liebe in's Ohr. Die Wunschfrau aber, die merkte, daß sie hier überflüssig sei, wickelte sich in ihr Federhemd und flog davon.

Die beiden Leutchen blieben im Wiesenthal. Boldewin baute ein Haus, und darinnen verlebten sie glückliche Tage und bekamen alle Jahr ein Kind, bald einen Buben, bald ein Mägdlein.

In den umliegenden Dörfern ahnte Niemand, daß Boldewin ein Esel und Alheid eine Gans gewesen sei, denn sie waren so vernünftig wie andere Menschen. Sie schlugen die Geschichte ihrer Verwandlung auch nicht an die große Glocke, denn das hätte ihnen bei den Leuten geschadet. Aber als es an's Sterben ging, vertrauten sie ihrem ältesten Sohn doch das Geheimniß an, und dieser war es, der zum Gedächtniß seiner

Eltern das Haus „die goldene Gans“ und die Quelle „den Eſelsbrunnen“ nannte, wie Haus und Quelle noch bis auf den heutigen Tag heißen.

Wie die Heilkraft des Waſſers entdeckt wurde und wie allmälich Leben in das abgelegene Waldthal kam, das iſt in einem Buch ſehr ausführlich beſchrieben, welches die Wirthin zur goldenen Gans an die Badegäſte verkauft.

Die Wunſchfrau iſt längſt ausgeblieben, wahrſcheinlich weil es ihr in dem Thal zu geräuſchvoll zugeht. Aber noch heute geſchieht es faſt jedes Jahr, daß ſich am Brunnen ein Pärchen findet, welches ſo gut zuſammen paßt wie die Helden unſrer Geſchichte.

die er ſeinem Sack entnahm. Daß ich es kurz mache. Ich ward eingefangen und mit gebundenen Flügeln und Füßen dem Fremden überantwortet, der mich gegen ein blaues, mit rothen Roſen geziertes Tuch eingetauſcht hatte. — Nun kamen trübe Tage. Ich wurde in einen engen Stall geſperrt und mittels Nudeln aus Gerſtenmehl zur Stopfgans herangebildet. Mit Schaudern bemerkte ich, daß mein Umfang von Tag zu Tag zunahm, und ſelbſt der Gram über meine troſtloſe Lage vermochte nicht dem Uebel Einhalt zu thun."

Hier warf der Eſel einen Blick auf die Geſtalt ſeiner Begleiterin und ſchwur nie eine zierlichere Gans geſehen zu haben. Mit einem dankbaren Blick auf den Eſel fuhr Ulheid fort:

„In der letzten Nacht — Schauder faßt mich, denk' ich daran — vernahm ich ängſtliches Wehgeſchrei, welches offenbar aus der Kehle einer meiner Mitgefangenen kam. Ich ſah zwei Augen im Mondlicht funkeln und hörte Todesröcheln. Ein Fuchs oder ein

Iltis mußte in den Stall eingebrochen ſein. Die Angſt verlieh mir Kräfte, ich zwängte mich durch das Gitter meines Kerkers und gelangte in's Freie. Ich war gerettet. Meine Flügel trugen mich in dieſes Thal, und nun will ich verſuchen als Wildgans mein Leben zu friſten, bis der Winter kommt, wo ich vielleicht als Schneegans eine beſcheidene Stellung finde."

Alheid ſeufzte tief auf und ſchwieg dann.

„Mein Schickſal," ſprach der Eſel, „gleicht dem Eurigen, Jungfer Alheid. Betrachtet das ſchwarze Kreuz, welches meine Schulter ziert, das ſagt Euch alles; ich bin aus dem Geſchlecht der Palmeſel, und Boldewin iſt mein Name. Mein Stammbaum reicht bis in Noah's Arche zurück, Bileams Eſel und der Eſel, mit deſſen Kinnbacken Simſon zweitauſend Philiſter erſchlug, ſind meine Ahnherrn. Daß es einer meiner Vorfahren war, der als Weltweiſer zwiſchen zwei Heubündeln ſtarb, ſei nur beiläufig erwähnt, auch bei den Verdienſten meines hochſtrebenden Vorfahren, welcher die Seitenlinie der

Mauleſel gründete, will ich mich nicht aufhalten. Meine Eltern waren Kloſterleute und trugen fromme Mönche auf ihren Bettelfahrten. Auch meine älteren Geſchwiſter wurden dienende Brüder, mich aber verkauften die Väter an den Kloſtermüller, und ich, ein Palmeſel, ſah mich durch rohe Menſchen gezwungen ſchnöde Mehlſäcke zu tragen. — Eine Zeit lang duldete ich in ſtiller Ergebung. In der letzten Nacht aber, als mich die Mißhandlungen eines rohen Mühlknappen zur Verzweiflung gebracht hatten, ſprengte ich meine Feſſeln und gelangte in dieſes friedliche Waldthal, wo ich Euch am kühlen Bronnen fand, holdſelige Allheid. Hier gedenke ich vorläufig zu bleiben und als Waldeſel ein beſchauliches Leben zu führen."

Da blieben denn Eſel und Gans im Wieſenthal. Sie wohnten getrennt von einander, wie ſich das geziemt, ſahen und ſprachen ſich aber täglich, und ſchließlich konnte Eins nicht mehr ohne das Andre leben. Sie waren glücklich und traurig zu-

gleich, glücklich, weil sie liebten und Gegenliebe fanden, traurig, weil sie einsahen, daß sie sich nie angehören konnten.

„Ach, daß ich als Gans geboren bin!“ klagte Allheid, und Boldewin, der Esel seufzte: „Wenn ich ein Vöglein wär'!“ und er wußte auch, was für ein Vöglein er gern gewesen wäre.

So vergingen Wochen. Der Esel magerte zusehends ab, obwohl es im Wiesenthal nicht an kräftiger Kost mangelte, und die Gans verlor die Röthe ihres Schnabels, und ihre Aeuglein trübten sich.

Nun wohnte im Wald in einem hohlen Stein eine alte Eule; das war die gescheidteste Frau weit und breit, und die Thiere holten sich oft Rath bei ihr. Der klagte der Esel seine Noth, und als ihn die Eule angehört hatte, sprach sie: „Da kann ich nicht helfen. Aber warte bis zur Sonnenwende. Dann kommt an den Brunnen im Wiesenthal die weise Wunschfrau um zu baden. Der vertraue deinen Kummer. Vielleicht hilft sie

dir und verwandelt deine Geſtalt; ſie iſt eine mächtige Zauberin."

Da ging der Eſel halb getröſtet von hinnen. Am Vorabend des Sonnwendtages, als Ulheid, die Gans ihre Kemenate aufgeſucht hatte, verbarg er ſich in der Nähe der Quelle und harrte auf die Wunſchfrau.

Die ließ auch nicht lange auf ſich warten. Im Schwanenhemd kam ſie geflogen, warf das Federkleid ab und badete ihre weißen Glieder in dem kühlen Brunnen. Der Eſel wartete mit Eſelsgeduld bis ſie wieder aus dem Waſſer geſtiegen war, und als ſie nun auf einem Stein ſaß und ihr Haar ſtrählte, da trat Boldewin heran, ſcharrte dreimal grüßend mit dem Vorderhuf und bat die Wunſchfrau flehentlich ihn in einen Gänſerich zu verwandeln.

Die Zauberin ſchüttelte das Haupt. „Das iſt ein ſonderbarer Wunſch," meinte ſie, „aber ich kann und will ihn dir erfüllen." Und ſie raunte dem andächtig zuhörenden Eſel in's Ohr: „Morgen früh, wenn die Sonne aufgeht, pflücke ſieben Gänſeblumen und

verzehre ſie ſchweigend, dann tauche deinen Kopf in den Brunnen, und du wirſt in einen ſchmucken Gänſerich verwandelt ſein. Und nun geh' deiner Wege und laß mich allein."

Gerührt dankte der Eſel und entfernte ſich. Er that die ganze Nacht kein Auge zu, und ſobald ſich die Spitzen der Berge rötheten, war er auf den Beinen um ſich ſieben Gänſeblumen zu ſuchen. Dann eilte er nach der Quelle und tauchte ſeinen Kopf ein, und als er ihn wieder herauszog, erblickte er zu ſeiner Freude im Spiegel des Waſſers das Bild eines ſtattlichen Gänſerichs mit ſchön gebogenem Hals.

So ſchnell er konnte, eilte er nach dem Buſch, in welchem die Gans ihre Wohnung genommen hatte. „Alheid, meine geliebte Alheid!" rief er, „wo biſt du?"

„Hier, mein Geliebter," erſcholl es aus dem Dickicht, und eine zierliche Eſelin kam aus den Büſchen hervor getänzelt.

Starr vor Entſetzen blickten ſich die Liebenden an.

„O ich Eſel!" ächzte der Gänſerich.

„O ich Gans!“ stöhnte die Eselin.

Dann brach aus den Augen beider ein heißer Thränenstrom, und unter Thränen erzählte Alheid, wie sie dem Rath der Eule folgend die Wunschfrau aufgesucht habe und auf ihre Bitten in eine Eselin verwandelt worden sei. Hierauf erstattete auch der Gänserich, von heftigem Schluchzen oft unterbrochen, Bericht, und die Mitsommersonne hat wohl nie zwei unglücklichere Geschöpfe beschienen als unsere beiden Liebenden.

Die Zeit heilt. An die Stelle wilder Schmerzen trat stilles Dulden. Eine Hoffnung war dem Paar geblieben. Vielleicht ließ sich die Wunschfrau bei ihrem nächsten Besuch der Quelle bewegen, einem der Liebenden die vorige Gestalt wieder zu geben. Aber bis dahin mußte ein ganzes Jahr verrinnen. Geduld also, Geduld! Und wieder lebten Boldewin und Alheid zusammen wie Bruder und Schwester.

Nach mancher Noth und Fährlichkeit, die der Winter den beiden Anachoreten brachte, kam der Frühling in's Land gezogen, die

Sonne stieg höher und immer höher, und endlich war der Vorabend der Sonnenwende erschienen.

Mit klopfenden Herzen näherten sich die Liebenden diesmal zusammen dem Brunnen und trugen der Wunschfrau ihre Sache vor.

„Das ist ein böses Ding," sprach die Zauberin. „Zurück verwandeln kann ich keines von euch, so gern ich euch den Gefallen thun möchte. Aber ich will euch einen Vorschlag machen. Wie wär's, wenn ihr Menschen würdet? Aus einem Esel und einer Gans ein Männlein und ein Fräulein zu machen, das ist nicht so schwierig, das vermag ich. Wollt ihr?"

„Ja," riefen Boldewin und Alheid wie aus einem Mund.

Die Wunschfrau murmelte einen Zauberspruch und hieß die Beiden ihre Köpfe in den Brunnen tauchen. Sie gehorchten, und als sie sich wieder aufrichteten, war Boldewin ein starker, junger Bursch mit einem überaus gutmüthigen Gesicht geworden, und ihm gegenüber stand ein reizendes Weibchen

mit fein zugespitztem, rothen Mund und schmachtenden Aeuglein.

Und sie fielen der guten Wunschfrau zu Füßen und küßten ihr dankbar die Hände, und dann küßten sie sich auf den Mund und sagten sich Worte der Liebe in's Ohr. Die Wunschfrau aber, die merkte, daß sie hier überflüssig sei, wickelte sich in ihr Federhemd und flog davon.

Die beiden Leutchen blieben im Wiesenthal. Boldewin baute ein Haus, und darinnen verlebten sie glückliche Tage und bekamen alle Jahr ein Kind, bald einen Buben, bald ein Mägdlein.

In den umliegenden Dörfern ahnte Niemand, daß Boldewin ein Esel und Alheid eine Gans gewesen sei, denn sie waren so vernünftig wie andere Menschen. Sie schlugen die Geschichte ihrer Verwandlung auch nicht an die große Glocke, denn das hätte ihnen bei den Leuten geschadet. Aber als es an's Sterben ging, vertrauten sie ihrem ältesten Sohn doch das Geheimniß an, und dieser war es, der zum Gedächtniß seiner

Eltern das Haus „die goldene Gans“ und die Quelle „den Eſelsbrunnen“ nannte, wie Haus und Quelle noch bis auf den heutigen Tag heißen.

Wie die Heilkraft des Waſſers entdeckt wurde und wie allmälich Leben in das abgelegene Waldthal kam, das iſt in einem Buch ſehr ausführlich beſchrieben, welches die Wirthin zur goldenen Gans an die Badegäſte verkauft.

Die Wunſchfrau iſt längſt ausgeblieben, wahrſcheinlich weil es ihr in dem Thal zu geräuſchvoll zugeht. Aber noch heute geſchieht es faſt jedes Jahr, daß ſich am Brunnen ein Pärchen findet, welches ſo gut zuſammen paßt wie die Helden unſrer Geſchichte.

Das ſtille Dorf.

An einem Johannistag, der zugleich ein Sonntag war, ſchritt auf ſtaubiger Landſtraße ein junger Geſell rüſtig voran. Er hieß Diethart und war ein zünftiger Steinmetz. Sein Reiſeziel aber war die nächſte Stadt, woſelbſt er Arbeit bei dem Ausbau einer Kirche finden ſollte. Im Gurt trug er einen reichlichen Sparpfennig, im Felleiſen geſiegelte Schriften, die ſeine Kunſtfertigkeit rühmten und einen gewichtigen Empfehlungsbrief an den Meiſter, der den Bau des Gotteshauſes leitete.

Glühend hing die Sonne am wolkenloſen Himmel und goß ihr blendendes Licht auf ein weites Meer von reifendem Weizen.

Kein Vogel ließ seine Stimme hören; was Federn trägt, war in die Bergwälder geflüchtet, die das breite Thal umsäumten, aber Heuschrecken, Grillen und tanzende Mücken fiedelten und summten unermüdlich ihre eintönigen Weisen.

Das Felleisen lastete schwer auf den Schultern des Wanderburschen, und die Korbflasche, die er an der Seite trug, war längst geleert. Sehnsüchtig schweiften seine Augen über die wallenden Aehrenfelder, aber nirgends ragte ein einladendes Dach über die Flur, nur hie und da ein Obstbaum und in weiter, bläulicher Ferne die Mauern und Thürme der Stadt, nach welcher er wanderte. Er stand still und blickte zur Sonne empor. „Es ist Mittagszeit," sprach er, und dabei dachte er an seine letzte Rast in der güldenen Rose und an den kühlen Trank, der dort aus eichenem Faßgebinde rann. Er seufzte, drückte sich den Hut in die Stirn, daß der Rand seine sonnengeblendeten Augen beschattete, und schritt weiter.

Er mochte etwa so weit gegangen sein,

als eines kräftigen Mannes Stimme reicht, da hemmte er erstaunt seinen Fuß, denn dicht vor ihm lagen Häuser umringt von Baumgärten und überragt von der durchbrochenen Spitze eines Kirchthurms. Der Wanderer rieb sich die Augen. „Wie war es möglich das Dorf zu übersehen?“ frug er sich. „Das macht der Sonnenglast, der mich geblendet hat.“ Und er beschleunigte seine Schritte.

Es war ein stattliches Dorf, dem er sich näherte. Die Fenster blinkten im Sonnenlicht, die Dächer waren mit Ziegeln gedeckt, und in den Gärten blühten Lilien und weiße Rosen. Aber seltsam kam dem Burschen die tiefe Ruhe vor, die über dem Dorf lag Kein Hund schlug an, kein Hahn krähte, kein Rind brüllte, und keines Menschen Stimme war hörbar. Auch nahm es den Gesellen Wunder, daß aus keinem Schornstein eine Rauchwolke aufstieg. Es war, als ob das Dorf ausgestorben sei.

Aber das Dorf war nicht leer. Als der Steinmetz seinen Einzug hielt, sah er Männer und Weiber aus den Häusern treten. Sie

trugen Feierkleider, und das Silber war nicht gespart an Nesteln und Spangen, doch war die Tracht der Leute ganz verschieden von der landesüblichen. Ihre Gesichter waren bleich und ernst, sie hatten die Augen auf den Boden geheftet, und kein Laut kam über ihre Lippen, nicht einmal ihre Tritte waren hörbar.

Dem Burschen wurde es bänglich zu Muthe beim Anblick dieser stillen Leute, doch faßte er sich ein Herz und näherte sich einem der Männer, um sich Auskunft über das Dorf zu verschaffen. Aber der Mann legte den Zeigefinger bedeutsam auf den Mund und ging schweigend seines Weges. Betreten folgte Diethart dem Zug, der sich nach der Kirche bewegte. Die Thorflügel des Gotteshauses standen offen, Kerzenschimmer strahlte aus dem Schiff, aber weder Gesang noch Orgelklang war vernehmbar, und als der Gesell von Ohngefähr seine Augen zu dem Thurm emporhob, sah er wohl, wie sich die Glocke im Stuhl hin und her schwang, aber es klang kein Ton von oben herab. Mit heimlichem Grauen ließ er die Kirchengänger

an ſich vorüberziehen, Männer, Weiber, Jungfrauen und Kinder. Alle hatten die Häupter geneigt, und niemand ſchenkte ihm einen Blick.

Ganz zuletzt kam ein Mädchen. Sie trug eine Lilie vor der Bruſt und war ſelber ſchön und bleich wie eine Lilie. Und wie ſie an dem Burſchen vorüberſchritt, hob ſie die geſenkten Lider, ſah ihn mit mildernſten Augen an und hemmte ihren Schritt. Da wich die Beklemmung aus dem Gemüth des Jünglings, ſüßes Verlangen zog in ſein Herz ein, und er vertrat ihr den Weg, um ſie anzureden. Doch auch ſie legte den Finger auf den Mund und ſtieg ſchweigend die Stufen hinan, die zu der Kirchenthür führten. Aber bevor ſie die Schwelle überſchritt, wandte ſie ſich noch einmal und ſtreifte von ihrer Hand einen Fingerreif, der lautlos über die Stiege rollte und vor den Füßen des Burſchen liegen blieb. Er bückte ſich, hob den Ring auf und ſteckte ihn an den Finger, und wie er empor blickte, war Mädchen, Kirche und Dorf verſchwunden, und er ſtand mitten auf der

Landstraße, wogende Kornfelder rechts und links, darüber der blaue Himmel und die leuchtende Mittsommersonne.

War alles ein Traum gewesen? Nein, der goldene Ring war greifbar vorhanden und blinkte im Sonnenlicht. Hier war Zauber im Spiel. Zur Zeit der Sonnenwende wird manches sichtbar, was sonst dem sterblichen Auge verborgen ist.

Diethart warf einen scheuen Blick auf seine Umgebung und beschleunigte seine Schritte. Wohl war es ihm unheimlich zu Muthe, aber die Liebe, die ihm das stille Mädchen eingeflößt hatte, war stärker als Furcht und Grauen. Er betrachtete den Fingerring mit leuchtenden Augen, und er hatte die Ahnung, daß die erste Begegnung mit dem schönen Mädchen nicht die letzte gewesen sei. Räthselnd und hoffend schritt er weiter auf der staubigen Straße. Die Sonne neigte sich, und als sie die Dächer der Stadt vergoldete, zog der Steinmetz durch das gewölbte Zwingerthor.

* *
*

Am Markt ſtand ein ſtattliches Haus, das führte einen wilden Mann mit Federkrone und Naſenring im Schild und war als Herberge und Schenke weit und breit berühmt. Dort nahm Diethart Koſament, und als er ſich von den Spuren der mühſeligen Wanderung geſäubert hatte, ſuchte er die Wirthsſtube auf, um ſich an Speis und Trank zu laben.

Am langen Eichentiſch ſaßen ein paar Bürger hinter den Bierkrügen und beſprachen die Händel der Welt. Denen kam der Fremde grade gelegen. Er mußte Rede ſtehen, wer er ſei, woher er komme und was er in der Stadt ſuche. Willfährig und höflich befriedigte er ihre Neugier, und die Bürger forderten ihn auf näher zu rücken und ihnen zu berichten, was ſich draußen in der Welt begebe. Diethart erzählte, was er erlebt, aber das ſpukhafte Abenteuer, welches er am ſelbigen Tage beſtanden hatte, verſchwieg er, und dann lobte er die Stadt und die fruchtbaren Fluren, die er heute durchwandert hatte.

„Ja," ſagte einer der Bürger und ſtrich mit der Hand wohlgefällig über ſeine Leibes-

fülle, „ja, es iſt ein geſegneter Landſtrich, und wenn die hohen Steuern nicht wären, ſo könnten wir zufrieden ſein, wenn's auch ſchon nicht mehr ſo iſt wie in alten Zeiten. Da ging's anders her. Weizen, Korn und Gerſte tragen unſere Felder noch heute genug, und die Berge geben uns Holz in Fülle, in alten Zeiten aber gaben ſie uns auch noch andere Schätze, nämlich Gold und Silber, und damit iſt's längſt vorbei."

„Ja," ſagte ein anderer Gaſt, „wenn es wahr iſt, was in unſerer Chronik geſchrieben ſteht, ſo war unſre Gemeinde ehedem über die Maßen reich. Einmal hat der Kaiſer in der Stadt Herberge genommen, und es iſt bei der Bürgerſchaft ein uralter Gebrauch geweſen, dem Kaiſer eine Verehrung zu geben, nämlich ein Schaf und ein Lamm, warum grade dies und nichts anderes, weiß ich nicht zu ſagen. Auch dazumal haben die Bürger dem Kaiſer das übliche Geſchenk gebracht, aber das Schaf war von Silber und das Lamm von Gold. Und des Kaiſers Majeſtät ſoll ſich darüber höchlich verwundert haben."

„Man erzählt auch," hob ein Dritter an, „es ſei hier herum in alter Zeit ein Dorf geſtanden, welches jetzt verſchwunden iſt. Das Dorf beſaß unerſchöpfliche Silbergruben, und die Leute wußten kaum, was ſie mit dem grauſamen Reichthum anfangen ſollten. Da ſind ſie denn, wie es zu geſchehen pflegt, ſtolz und hoffärtig geworden und haben in ihrem Uebermuth mit goldenen Kugeln nach goldenen Kegeln geſchoben und auch ſonſt allerhand Frevel verübt. Und in einer Nacht iſt das Dorf mit Kind und Kegel verſunken, und man weiß heutzutage kaum, wo es geſtanden."

Jetzt miſchte ſich die Wirthin, die mit Schüſſeln und Kannen ab und zu ging, in das Geſpräch der Männer. „Ihr habt läuten gehört," redete ſie den an, welcher zuletzt geſprochen hatte, „und nicht zuſammenſchlagen. Mit dem verſunkenen Dorf hat es eine ganz andere Bewandtniß. Die Leute, die darinnen gehauſt, haben ſchlecht und recht gelebt wie unſereins. Gut iſt's ihnen ergangen, aber mit goldenen Kegeln haben ſie nicht geſpielt.

Nun trug ſich's einmal zu, daß den Dorfinſaſſen ein ganzes Jahr verging ohne Sterbefall, und wie Allerſeelentag herankam, ſprachen ſie: Was ſollen wir beten und trauern? Haben wir doch im letzten Jahr niemanden zu Grabe getragen. Alſo waren ſie luſtig und guter Dinge, ließen ſich zum Tanz aufſpielen und jauchzten wie zur fröhlichen Maienzeit. Nur ein Knecht, der Frömmigkeit im Gemüth trug, nahm nicht Antheil an dem gottloſen Treiben, ſondern ging zur Kirche in das nächſte Dorf. Und als er am Abend wieder heim wanderte, da war ſein Dorf verſchwunden. Nur ein goldenes Kreuz ragte noch aus dem Boden, das war das Kreuz auf der Spitze des Kirchthurms. Mälig verſank auch dieſes, und jetzt wächſt Aehrenfrucht über der Stätte, wo das Dorf einſt lag. Von Zeit zu Zeit aber rückt es in die Höhe und wird ſichtbar, und es leben Leute, die es geſchaut — aber von ſolchen Dingen iſt nicht gut reden." So ſprach die Wirthin und ſchöpfte Athem.

Dem jungen Steinmetzen aber gab das,

was er vernommen hatte, viel zu denken. Er hörte nur noch mit halbem Ohr, was am Zechtisch zur Sprache kam und blickte unverwandt auf den goldenen Reif an seinem Finger.

* * *

Als der Wächter auf der Straße seinen Spruch sang und die Gäste aufbrachen, begab sich Diethart in seine Kammer. Er hatte eine weite Wegstrecke zurückgelegt, aber der Schlaf wollte heute nicht kommen. Er saß wach auf seinem Lager und dachte an sein Abenteuer und an das schöne, stille Mädchen. Wieder heftete er seinen Blick auf den Fingerring und spähte nach einem eingegrabenen Zeichen. Die Außenseite war glatt; vielleicht stand auf der Innenseite etwas geschrieben, und er drehte den Reif, um ihn von dem Finger zu ziehen.

Da ging leise die Thür auf, und in das Gemach trat die, welche den Ring zuvor getragen hatte. Mit freudigem Schreck sprang Diethart empor und streckte sehnend seine Arme aus nach dem holden Frauenbild, und

das ſtille Mädchen ſank ſelig lächelnd an ſeine Bruſt und erwiderte die Liebkoſungen des von Minne glühenden Jünglings.

Als die Sterne bleicher ſchimmerten, entwand ſich die geheimnißvolle Schöne den Armen ihres Geliebten, und nun gewann ſie Sprache.

„Wir müſſen jetzt ſcheiden," ſprach ſie, „aber wir ſehen uns wieder. So oft du Verlangen nach mir trägſt, drehe den Ring an deinem Finger, und ich werde zu dir kommen."

„Und ſagſt du mir nichts weiter, mein trautes Herzgeſpiel von dir und dem Ort, da ich dich zuerſt geſehen?"

Sie blickte ihn ernſt an und legte ſchweigend den Finger auf den Mund. Dann ſchritt ſie nach der Thür.

„Und darf ich nicht einmal deinen Namen wiſſen?"

„Ich heiße Sigune," gab die Schöne zur Antwort. Noch einmal winkte ſie mit der weißen Hand, dann verließ ſie das Gemach lautlos, wie ſie gekommen war.

Im Hof krähte der Hahn dem grauenden Tag entgegen.

* * *

Für den jungen Steinmetz hatte eine wonnesame Zeit begonnen. Den Tag über arbeitete er in der Bauhütte mit Hammer und Meißel, wenn aber die Nacht hereinbrach und die anderen Gesellen hinter den vollen Krügen saßen oder ihre Dirnen im lustigen Reigen schwenkten, trank Diethart Minne und Seligkeit von einem rothen Mund und vergaß in den Armen seiner Sigune die Welt.

„Ach daß der Tag so viele Stunden hat, in denen ich dich nicht bei mir habe!" sagte er einmal von Liebe berauscht zu seinem schönen Weib. „Warum darf ich nur verstohlener Weise mit dir kosen, warum darf ich dir nicht folgen in deine stille Heimath?"

„Das wünsche dir nicht," entgegnete sie ernst. „Wehe mir, wenn du mich einst zwängest, dich mit mir zu nehmen. Hör' mich an und beherzige meine Worte. Ich weiß, daß du mich über alles liebst, aber

ihr Männer seid wankelmüthig und eure Treue steht nicht fest wie die ewigen Sterne. Wenn ein anderes Weib Gewalt über dich gewinnt und sich dein Herz von mir wendet, so ziehe diesen Ring, den ich dir gegeben, von der Hand und wirf ihn in den tiefsten Brunnen. Dann ist die Kette, die mich an dich und dich an mich fesselt, zerbrochen, du wirst mich vergessen, und ich darf nicht mehr zu dir kommen. Riefest du mich aber, nachdem eine Andere mich verdrängt hat, dann müßtest du mir folgen an den Ort, den du kennst, und von dort giebt es keine Wiederkehr für dich."

So sprach die Schöne mit traurigem Muth, er aber küßte ihr die Thränen von den Wimpern und schwur ihr ewige Treue zu.

* * *

Die schönste Dirne in der ganzen Stadt war Jungfer Elsa, des reichen Baumeisters einziges Kind. Aber sie war hoffärtig im Gemüth, und von allen Bürgerssöhnen, die sich um ihre Gunst bewarben, war keiner der Stolzen gut genug. Seit einigen Wochen

war mit Elsa eine Veränderung vorgegangen, die hatte kein Anderer hervorgebracht als der fremde, junge Steinmetz, der bei ihrem Vater in Arbeit stand. Aber der Gesell hatte kein Auge für die Schönheit der Magd, und die leuchtenden Blicke, mit denen sie die jugendliche Kraftgestalt maß, wenn Diethart ihr väterliches Haus betrat, machten ihm das Herz nicht wärmer als die Augen der gemeißelten Engel über dem Kirchenthor. Das empörte die Patriziertochter, aber sie sträubte sich vergebens gegen die Liebe, die in ihr stolzes Herz eingezogen war. Mit weiblichen Listen wußte sie es dahin zu bringen, daß Diethart dem Vater von Tag zu Tag lieber wurde und daß er schließlich täglich im Haus ein und aus ging. Sie schenkte ihm eigenhändig den goldenen Wein in den Becher und streifte dabei wie unversehens mit dem vollen Arm sein braunes Lockenhaar; sie sang vor ihm zur Laute die Lieder ihrer Heimath und süße wälsche Weisen, die sie von einem fremden Meister gelernt hatte, aber Diethart hatte für alle

Gunſtbezeugungen nur gemeſſene Höflichkeit und kalte Ehrerbietung. Zu Elſa's Liebe geſellte ſich Eiferſucht, als ihr ſcharfes Auge bemerkte, daß Diethart oft die Augen auf den Ring an ſeinem Finger heftete, und ſie mühte ſich zu ergründen, ob eine andere Dirne ſein Herz beſitze. In der Stadt war keine, die es dem Geſellen angethan, das wußte ſie bald, — aber vielleicht hat er ein Liebchen in der Ferne. O wie ſie dieſe unbekannte Nebenbuhlerin haßte!

Eines Tages, es war zur Mittagsſtunde, ſchritt Elſa an der Bauhütte vorüber. Es war ſtill im Innern; die Arbeitenden hielten wohl Mittagsraſt. Mit zögernden Schritten betrat ſie die Hütte, und ſie fand, was ſie gehofft hatte. Diethart lag ausgeſtreckt auf dem Boden und ſchlief. Niemand war ſonſt zugegen. Die liebeglühende Magd beugte ſich über den Schläfer, um ſeine rothen Lippen zu küſſen, aber da fiel ihr Blick auf den Goldreif an der Rechten des Burſchen. Die Eiferſucht loderte hell auf in ihrem Gemüth. Vorſichtig faßte ſie den Ring, ſtreifte ihn

ſachte von dem Finger des Schlafenden und verbarg ihn im Mieder.

Da erwachte Diethart aus ſeinem Schlummer. Verwirrt fuhr er in die Höhe, als er die Tochter des Baumeiſters in hoher Erregung vor ſich ſtehen ſah. Den Verluſt des Rings merkte er nicht; mit dem Ring war alles, was ſich an denſelben knüpfte, aus ſeiner Erinnerung geſchwunden wie eine Schrift, die man von der Tafel gelöſcht hat. Dafür aber ſah er zum erſtenmal Elſa's beſtrickende Schönheit, und als er von jäher Liebe ergriffen die Arme nach der ſchönen Geſtalt ausbreitete, ſank ſie ihm liebeglühend an die Bruſt und umſchlang ſeinen gebräunten Nacken.

* * *

Von dem Thurm der vollendeten Kirche riefen zum erſtenmal die Glocken, und Alt und Jung ſtrömte nach dem neuen Gotteshaus, welches heute den prieſterlichen Segen erhalten ſollte. Aber an das Feſt der Weihe ſollte ſich ein zweites ſchließen, und das ſchien den Leuten faſt wichtiger als das erſtere.

Elſa, des Baumeiſters vielumworbene Tochter reicht heute dem jungen Meiſter Diethart die Hand am Altar, und der Brautvater hat eine Hochzeit gerüſtet ſo reich und glänzend, wie die Stadt noch keine geſehen hat. Es iſt eine gute Vorbedeutung, daß vor dem neuen Altar zuerſt ein ſo ſchönes Paar eingeſegnet wird wie Diethart und Elſa. Und ſchön und ſtattlich waren ſie beide; das mußten ihnen die Neider laſſen, an denen es nicht fehlte.

Die kirchliche Feier nahm ihren Verlauf nach hergebrachter Weiſe. Dann bewegte ſich der Zug nach dem feſtlich geſchmückten Haus des Brautvaters, und bald hallten ſeine Mauern wieder von Ball und Schall.

Als das Hochzeitsmahl beendet war und Elſa den letzten Ehrentanz getanzt hatte, ward der Braut das Strumpfband gelöſt, und jeder der Geladenen erhielt ein Stück von dem blauen Seidenband zum Angedenken. Der Brautvater füllte einen großen Silberhumpen mit ſüßem Wein und trank auf das Wohl ſeiner Kinder, die Pfeifer und Pauken-

ſchläger fielen ein, und unter dem Jubel der Gäſte floh das Paar aus dem Saal.

Des hochzeitlichen Schmuckes ledig ſaßen die Neuvermählten im ſtillen Brautgemach bei einander und tauſchten Worte der Liebe. Mit trunkenen Augen umſchweifte der Bräutigam die Reize ſeiner Angetrauten, und neigte ſeinen Mund zu ihrem Ohr und raunte ihr heimliche Worte zu.

Elſa aber ſprach neckend: „Eh' ich dein Weib werde, mußt du mir Eins ſagen. Bin ich die Erſte, zu der du ſolche Worte ſprichſt, oder hat vor mir eine Andere deine Sinne gefangen gehalten. Das ſollſt du mir beichten, denn es darf jetzt keinerlei Geheimniß mehr beſtehen zwiſchen dir und mir."

„Quäle mich nicht mit ſolchem Verdacht, meine liebe Augenweide," erwiderte Diethart. „Wohl habe ich mit mancher hübſchen Dirne gelacht und geſcherzt, aber keine hat mein Herz beſeſſen und keiner anderen als dir hat mein Mund Liebe und Treue geſchworen."

„Ei, ſo ſag' mir," hob Elſa wieder an, „was war das für ein Ring, den du vor-

dem getragen haſt? Der kam doch wohl von zarter Frauenhand, du Schlimmer?"

„Ein Ring, ein Ring?" fragte Diethart verwundert und ſchüttelte den Kopf. „Ich habe nie und nimmer einen Ring getragen, ehe du mir dieſen hier angeſteckt haſt."

„Wie?" ſprach Elſa gereizt. „Willſt du es leugnen, daß du einen Fingerreif an deiner Rechten trugſt, als ich dich zuerſt bei meinem Vater ſah?"

„Du irrſt, Elſa," erwiderte Diethart ruhig.

„O du Falſcher!" rief die Erregte. „Soll ich dir den Ring unter die Augen halten?" Und mit einem raſchen Griff zog ſie den Ring, den ſie dem Schlafenden entwendet hatte, aus ihrem Buſen und hielt ihn ihrem Gatten vor. „Willſt du jetzt noch leugnen?"

„Seltſam," ſprach Diethart, „und dieſen Ring ſoll ich getragen haben, meine Elſa? Laß ſehen." Er langte nach dem Goldreif und ſchob ihn an den Finger.

Da ſtieg ein tiefer Seufzer aus ſeiner Bruſt. „Ja," ſprach er leiſe, „ich kenne

den Ring. Sigune, Sigune, was hab' ich dir gethan!"

Elsa schrie laut auf: „O du treuloser, du arglistiger Mann! Hebe dich weg und tritt mir nicht wieder unter die Augen!"

Plötzlich verstummte sie, und kalter Schauer rieselte ihr durch Mark und Bein. Sie waren nicht mehr miteinander allein im Brautgemach, es war noch ein Drittes zugegen. In der Thür stand die Gestalt einer schönen, bleichen Frau, die winkte mit der weißen Geisterhand.

„Sigune!" rief der Bräutigam. „Du rufst, ich komme zu dir." Er sprang auf und eilte auf die Erscheinung zu, aber bevor er sie erreichte, sank er um.

Im Saal, wo die Geladenen noch versammelt waren, hatte man Elsa's Wehruf vernommen. Als der Vater der Braut, gefolgt von den Hochzeitsgästen das Gemach betrat, fand er seine Kinder leblos auf dem Boden liegen.

Elsa erwachte wieder zum Leben, aber die verworrenen Reden, die sie führte, wäh-

rend das Fieber ſie wochenlang auf dem Lager niederhielt, verſtand niemand, und als ſie geneſen war, blieb ihr Mund verſchloſſen, wenn man ſie nach den Vorgängen jener Schreckensnacht fragte.

Bei dem Bräutigam waren alle Belebungsverſuche vergeblich. Er war ſeiner erſten Liebe an den ſtillen Ort gefolgt, von dem es keine Wiederkehr giebt.

Was der Hausschlüssel erzählte.

So geht's, wenn man einen Sommer lang Mären spinnt und sich mit Kobolden, Nixen und sprechenden Thieren abgiebt.

Einem gesetzten Mann, der seine Phantasie verständig zügelt, hätte das Abenteuer nimmermehr begegnen können, was ich jüngst erleben mußte und zum Schluß erzählen will.

Ich war von meinen Sommerfahrten in die Stadt zurückgekehrt und hatte schon ein paar Tage die Straßen durchwandert, um eine meinen Bedürfnissen entsprechende Wohnung zu finden. Aus triftigen Gründen machte ich zum Gebiet meiner Forschungen

nicht die glänzenden Viertel, sondern diejenigen Stadttheile, in deren engen Gäßchen die sogenannten kleinen Leute den Kampf um's Dasein kämpfen. Warum die Gasse, in der ich endlich fand, was ich suchte, die Himmelpforte hieß, habe ich nicht ergründen können; gen Osten hin mündete sie in die Fleischergasse, wo blutige Kälber und bleiche Schweine von Eisenhaken niederhingen, und nach Westen hin führte die Pforte auf den sogenannten Judenplatz, der auch keinem Paradies glich.

Eine kleine Tafel von Pappdeckel, die an einer grün angestrichenen Bogenthür befestigt war, zog meine Aufmerksamkeit auf sich. „Im vierten Stock wird ein möblirtes Zimmer an einen soliden Herrn vermiethet," stand darauf zu lesen. Ich betrachtete mir das Haus. Es hatte einen frischen Anstrich, hinter den Fenstern leuchteten weiße Vorhänge und rothe Nelken. Die Thür zierten zwei messingene Löwenköpfe, freundlich anzuschauen wie zwei verklärte Pudel, und über dem Thor grüßte mich die metallene

Hausnummer 9, die Zahl der Muſen. Ich zog die Klingel.

Eine ältliche, ſauber gekleidete Frau öffnete mir, fragte freundlich nach meinem Begehren und führte mich, als ich den Wunſch geäußert hatte, das zu vermiethende Zimmer zu beſichtigen, vier dunkle und ziemlich ſteile Treppen hinauf. Oben angelangt, öffnete ſie ein Zimmer und ließ mich in daſſelbe eintreten. Das war, was ich brauchte, ein Stübchen, reinlich und luftig, hoch über dem Qualm und Lärm der Straße gelegen, mit der Ausſicht auf ein Gewirr von Dächern, über welche bunte Katzen mit zierlichen Schritten wandelten, darüber die blaue Luft von ſchimmernden Hausſchwalben durchſegelt, und in der Ferne die durchbrochene Spitze des Domes.

Wir wurden bald über den Miethzins einig, und bei der gegenſeitigen Vorſtellung erfuhr ich, daß meine nunmehrige Wirthin nichts Geringeres als die Hausbeſitzerin ſelbſt und die Ehefrau eines im Erdgeſchoß thätigen Schuſtermeiſters ſei. Ich holte mein

Gepäck aus dem Gasthof ab, und eine Stunde später war ich bereits im Begriff, mich in meiner neuen Behausung wohnlich einzurichten. Meine Habseligkeiten waren bald ausgepackt und untergebracht. Der einzige Tisch, den das Zimmer enthielt, wurde zum Schreibtisch ernannt und an das Fenster gerückt. Das Tintenfaß erhielt frische Füllung und fertig war ich.

„Jetzt, Frau Muse, magst du mich besuchen, sobald du Lust hast!" rief ich aus. Da ging die Thür auf, aber es war nicht die Muse, die hereintrat, sondern die Hausfrau.

„Den hätte ich beinahe vergessen," sagte sie lächelnd und hielt mir den Hausschlüssel entgegen. Sie wischte ihn, obwohl er stahlblank war, sorgfältig mit der Schürze ab, betrachtete ihn mit fast zärtlichen Blicken und händigte mir ihn ein. „Wenn der reden könnte!" setzte sie noch hinzu, und dann war ich mit dem Hausschlüssel allein.

Es war ein alter, derber Bursche. Doch nein, die Bezeichnung paßt nicht, er hatte vielmehr das Aussehen eines würdigen

ſachte von dem Finger des Schlafenden und verbarg ihn im Mieder.

Da erwachte Diethart aus ſeinem Schlummer. Verwirrt fuhr er in die Höhe, als er die Tochter des Baumeiſters in hoher Erregung vor ſich ſtehen ſah. Den Verluſt des Rings merkte er nicht; mit dem Ring war alles, was ſich an denſelben knüpfte, aus ſeiner Erinnerung geſchwunden wie eine Schrift, die man von der Tafel gelöſcht hat. Dafür aber ſah er zum erſtenmal Elſa's beſtrickende Schönheit, und als er von jäher Liebe ergriffen die Arme nach der ſchönen Geſtalt ausbreitete, ſank ſie ihm liebeglühend an die Bruſt und umſchlang ſeinen gebräunten Nacken.

* * *

Von dem Thurm der vollendeten Kirche riefen zum erſtenmal die Glocken, und Alt und Jung ſtrömte nach dem neuen Gotteshaus, welches heute den prieſterlichen Segen erhalten ſollte. Aber an das Feſt der Weihe ſollte ſich ein zweites ſchließen, und das ſchien den Leuten faſt wichtiger als das erſtere.

Elſa, des Baumeiſters vielumworbene Tochter reicht heute dem jungen Meiſter Diethart die Hand am Altar, und der Brautvater hat eine Hochzeit gerüſtet ſo reich und glänzend, wie die Stadt noch keine geſehen hat. Es iſt eine gute Vorbedeutung, daß vor dem neuen Altar zuerſt ein ſo ſchönes Paar eingeſegnet wird wie Diethart und Elſa. Und ſchön und ſtattlich waren ſie beide; das mußten ihnen die Neider laſſen, an denen es nicht fehlte.

Die kirchliche Feier nahm ihren Verlauf nach hergebrachter Weiſe. Dann bewegte ſich der Zug nach dem feſtlich geſchmückten Haus des Brautvaters, und bald hallten ſeine Mauern wieder von Ball und Schall.

Als das Hochzeitsmahl beendet war und Elſa den letzten Ehrentanz getanzt hatte, ward der Braut das Strumpfband gelöſt, und jeder der Geladenen erhielt ein Stück von dem blauen Seidenband zum Angedenken. Der Brautvater füllte einen großen Silberhumpen mit ſüßem Wein und trank auf das Wohl ſeiner Kinder, die Pfeifer und Pauken-

ſchläger fielen ein, und unter dem Jubel der Gäſte floh das Paar aus dem Saal.

Des hochzeitlichen Schmuckes ledig ſaßen die Neuvermählten im ſtillen Brautgemach bei einander und tauſchten Worte der Liebe. Mit trunkenen Augen umſchweifte der Bräutigam die Reize ſeiner Angetrauten, und neigte ſeinen Mund zu ihrem Ohr und raunte ihr heimliche Worte zu.

Elſa aber ſprach neckend: „Eh' ich dein Weib werde, mußt du mir Eins ſagen. Bin ich die Erſte, zu der du ſolche Worte ſprichſt, oder hat vor mir eine Andere deine Sinne gefangen gehalten. Das ſollſt du mir beichten, denn es darf jetzt keinerlei Geheimniß mehr beſtehen zwiſchen dir und mir."

„Quäle mich nicht mit ſolchem Verdacht, meine liebe Augenweide," erwiderte Diethart. „Wohl habe ich mit mancher hübſchen Dirne gelacht und geſcherzt, aber keine hat mein Herz beſeſſen und keiner anderen als dir hat mein Mund Liebe und Treue geſchworen."

„Ei, ſo ſag' mir," hob Elſa wieder an, „was war das für ein Ring, den du vor-

dem getragen haſt? Der kam doch wohl von zarter Frauenhand, du Schlimmer?"

„Ein Ring, ein Ring?" fragte Diethart verwundert und ſchüttelte den Kopf. „Ich habe nie und nimmer einen Ring getragen, ehe du mir dieſen hier angeſteckt haſt."

„Wie?" ſprach Elſa gereizt. „Willſt du es leugnen, daß du einen Fingerreif an deiner Rechten trugſt, als ich dich zuerſt bei meinem Vater ſah?"

„Du irrſt, Elſa," erwiderte Diethart ruhig.

„O du Falſcher!" rief die Erregte. „Soll ich dir den Ring unter die Augen halten?" Und mit einem raſchen Griff zog ſie den Ring, den ſie dem Schlafenden entwendet hatte, aus ihrem Buſen und hielt ihn ihrem Gatten vor. „Willſt du jetzt noch leugnen?"

„Seltſam," ſprach Diethart, „und dieſen Ring ſoll ich getragen haben, meine Elſa? Laß ſehen." Er langte nach dem Goldreif und ſchob ihn an den Finger.

Da ſtieg ein tiefer Seufzer aus ſeiner Bruſt. „Ja," ſprach er leiſe, „ich kenne

den Ring. Sigune, Sigune, was hab' ich dir gethan!"

Elsa schrie laut auf: „O du treuloser, du argliſtiger Mann! Hebe dich weg und tritt mir nicht wieder unter die Augen!"

Plötzlich verſtummte ſie, und kalter Schauer rieſelte ihr durch Mark und Bein. Sie waren nicht mehr miteinander allein im Brautgemach, es war noch ein Drittes zugegen. In der Thür ſtand die Geſtalt einer ſchönen, bleichen Frau, die winkte mit der weißen Geiſterhand.

„Sigune!" rief der Bräutigam. „Du rufſt, ich komme zu dir." Er ſprang auf und eilte auf die Erſcheinung zu, aber bevor er ſie erreichte, ſank er um.

Im Saal, wo die Geladenen noch verſammelt waren, hatte man Elsa's Wehruf vernommen. Als der Vater der Braut, gefolgt von den Hochzeitsgäſten das Gemach betrat, fand er ſeine Kinder leblos auf dem Boden liegen.

Elsa erwachte wieder zum Leben, aber die verworrenen Reden, die ſie führte, wäh-

rend das Fieber sie wochenlang auf dem Lager niederhielt, verstand niemand, und als sie genesen war, blieb ihr Mund verschlossen, wenn man sie nach den Vorgängen jener Schreckensnacht fragte.

Bei dem Bräutigam waren alle Belebungsversuche vergeblich. Er war seiner ersten Liebe an den stillen Ort gefolgt, von dem es keine Wiederkehr giebt.

Was der Hausschlüssel erzählte.

So geht's, wenn man einen Sommer lang Mären spinnt und sich mit Kobolden, Nixen und sprechenden Thieren abgiebt.

Einem gesetzten Mann, der seine Phantasie verständig zügelt, hätte das Abenteuer nimmermehr begegnen können, was ich jüngst erleben mußte und zum Schluß erzählen will.

Ich war von meinen Sommerfahrten in die Stadt zurückgekehrt und hatte schon ein paar Tage die Straßen durchwandert, um eine meinen Bedürfnissen entsprechende Wohnung zu finden. Aus triftigen Gründen machte ich zum Gebiet meiner Forschungen

nicht die glänzenden Viertel, ſondern diejenigen Stadttheile, in deren engen Gäßchen die ſogenannten kleinen Leute den Kampf um's Daſein kämpfen. Warum die Gaſſe, in der ich endlich fand, was ich ſuchte, die Himmelpforte hieß, habe ich nicht ergründen können; gen Oſten hin mündete ſie in die Fleiſchergaſſe, wo blutige Kälber und bleiche Schweine von Eiſenhaken niederhingen, und nach Weſten hin führte die Pforte auf den ſogenannten Judenplatz, der auch keinem Paradies glich.

Eine kleine Tafel von Pappdeckel, die an einer grün angeſtrichenen Bogenthür befeſtigt war, zog meine Aufmerkſamkeit auf ſich. „Im vierten Stock wird ein möblirtes Zimmer an einen ſoliden Herrn vermiethet," ſtand darauf zu leſen. Ich betrachtete mir das Haus. Es hatte einen friſchen Anſtrich, hinter den Fenſtern leuchteten weiße Vorhänge und rothe Nelken. Die Thür zierten zwei meſſingene Löwenköpfe, freundlich anzuſchauen wie zwei verklärte Pudel, und über dem Thor grüßte mich die metallene

Hausnummer 9, die Zahl der Muſen. Ich zog die Klingel.

Eine ältliche, ſauber gekleidete Frau öffnete mir, fragte freundlich nach meinem Begehren und führte mich, als ich den Wunſch geäußert hatte, das zu vermiethende Zimmer zu beſichtigen, vier dunkle und ziemlich ſteile Treppen hinauf. Oben angelangt, öffnete ſie ein Zimmer und ließ mich in daſſelbe eintreten. Das war, was ich brauchte, ein Stübchen, reinlich und luftig, hoch über dem Qualm und Lärm der Straße gelegen, mit der Ausſicht auf ein Gewirr von Dächern, über welche bunte Katzen mit zierlichen Schritten wandelten, darüber die blaue Luft von ſchimmernden Hausſchwalben durchſegelt, und in der Ferne die durchbrochene Spitze des Domes.

Wir wurden bald über den Miethzins einig, und bei der gegenſeitigen Vorſtellung erfuhr ich, daß meine nunmehrige Wirthin nichts Geringeres als die Hausbeſitzerin ſelbſt und die Ehefrau eines im Erdgeſchoß thätigen Schuſtermeiſters ſei. Ich holte mein

Gepäck aus dem Gasthof ab, und eine Stunde später war ich bereits im Begriff, mich in meiner neuen Behausung wohnlich einzurichten. Meine Habseligkeiten waren bald ausgepackt und untergebracht. Der einzige Tisch, den das Zimmer enthielt, wurde zum Schreibtisch ernannt und an das Fenster gerückt. Das Tintenfaß erhielt frische Füllung und fertig war ich.

„Jetzt, Frau Muse, magst du mich besuchen, sobald du Lust hast!" rief ich aus. Da ging die Thür auf, aber es war nicht die Muse, die hereintrat, sondern die Hausfrau.

„Den hätte ich beinahe vergessen," sagte sie lächelnd und hielt mir den Hausschlüssel entgegen. Sie wischte ihn, obwohl er stahlblank war, sorgfältig mit der Schürze ab, betrachtete ihn mit fast zärtlichen Blicken und händigte mir ihn ein. „Wenn der reden könnte!" setzte sie noch hinzu, und dann war ich mit dem Hausschlüssel allein.

Es war ein alter, derber Bursche. Doch nein, die Bezeichnung paßt nicht, er hatte vielmehr das Aussehen eines würdigen

Patriarchen; sein Bart war kunstvoll ausgefeilt, und der Griff war so weit, daß man die ganze Hand hineinstecken konnte. Ich wies ihm seinen Platz an einem Nagel an und setzte mich nieder, um denjenigen Personen, die an mir Antheil nahmen, meinen dermaligen Aufenthalt brieflich bekannt zu machen.

Eine Woche später war ich sozusagen im Geleise, mein Tagewerk war geregelt. Den Vormittag verbrachte ich auf der städtischen Bibliothek, den größten Theil des übrigen Tages auf meiner Hochwacht, Himmelpforte Nr. 9. Den Abend hätte ich wohl gern im „Grünen Igel" zugebracht, wo nach der Aussage mehrerer glaubwürdiger Herren, deren Bekanntschaft ich gemacht, ein vorzüglicher Landwein vom Zapfen rann, allein meine arg mitgenommene Kasse verwies mich auf die Theemaschine, die von meiner Hausfrau alle Abend mit Wasser versehen und in spiegelblanker Reinheit erhalten wurde.

Der Erste des nächsten Monats brachte mir eine bescheidene Einnahme, und als es

dunkelte, steckte ich den Hausschlüssel zu mir und verließ mit einem verächtlichen Blick auf die Theemaschine meine Behausung, um den „Grünen Igel" aufzusuchen. Der Landwein war wirklich nicht schlecht und die Unterhaltung so gut, wie sie nur in einem Kreis junger Männer sein kann, die des Tages Last und Sorgen und die Nasen ihrer Vorgesetzten Abends bei einem scharfen Trunk zu vergessen trachten.

Ich kam kreuzfidel und ziemlich spät nach Hause, und in Anbetracht der heitern Stimmung, in der ich mich befand, wird es Niemand absonderlich finden, daß ich beim Entkleiden das alte Studentenlied vor mich hinsang: „Ich hab' den ganzen Vormittag auf meiner Kneip' studirt."

Da war mir's auf einmal, als werde mein Gesang von einer tiefen Baßstimme begleitet, und als ich erschrocken umblickte, sah ich zu meiner größten Verwunderung, daß sich mein Hausschlüssel wie ein Perpendikel an seinem Nagel schwang, und hörte deutlich, wie er brummte: „Ich geh' nicht

eh'r vom Platze heim, als bis die Wächter Zwölfe schrei'n. — Juvivallerala!"

Ich stand starr vor Staunen. So etwas war mir noch nicht vorgekommen.

„Hausschlüssel, alter Junge," rief ich, „was fällt dir ein?"

„Ich habe nichts dagegen," antwortete der Hausschlüssel, „daß Sie, obwohl nicht Hausbesitzer, sondern nur Miethsmann, ‚Du' zu mir sagen, dann aber mußt du auch erlauben, daß dich ich duze."

„Gern, aber erkläre mir vor allen Dingen —"

„Wie ich zur menschlichen Sprache komme, willst du wissen? Das werde ich dir gelegentlich mittheilen, denn ich hoffe, wir sind noch lange beisammen. Nimm also vorläufig die Thatsache als solche hin und zerbrich dir nicht unnöthigerweise den Kopf. Zunächst empfange meinen Dank dafür, daß du mich in das Weinhaus mitgenommen hast. Du glaubst nicht, wie wohl es einem alten Hausschlüssel thut, der jahrelang nicht über seine Schwelle gekommen

iſt, wenn er wieder einmal Wirthshausluft athmen kann."

Hier begann der Schlüſſel wieder ſeine Pendelſchwingungen und ſummte dazu: „Grad' aus dem Wirthshaus komm' ich heraus."

Ich konnte mich noch immer nicht in das Wunder finden, und um doch etwas zu ſagen, ſprach ich: „Du ſcheinſt recht bewandert in der Kneipliteratur zu ſein."

„Das will ich meinen," antwortete der Schlüſſel. „Soll ich dir vielleicht einmal ‚Gaudeamus igitur' oder ‚Der Herr Profeſſor lieſt heut kein Kollegium' vorſingen?"

„Laß das. Der Geſang möchte die Nachbarn aus dem Schlaf wecken."

„Gut," fuhr der redſelige Hausſchlüſſel fort, „ſo wollen wir eins plaudern. Du biſt doch noch nicht ſchläfrig? Soll ich dir erzählen, wem ich all' die luſtigen Trinklieder verdanke? Ach, das waren ſchöne Zeiten."

Der Hausſchlüſſel machte eine Pauſe, als ob er in den Schachten der Erinnerung wühle.

„Ich ſchlage vor," hob er dann wieder an, „du legſt dich nieder und löſchſt das Licht aus. Im Dunkeln erzählt ſich's beſſer."

Und ich that nach ſeinem Wunſch.

„Ich habe nie einen hübſcheren Jungen gekannt," begann der Erzähler, „als den, von dem ich jetzt berichten will. Alle Welt hatte ihn gern, und ſo auch ich, obwohl ich durch ihn mehrmals in eine recht bedenkliche Lage gekommen bin. Damals war er noch ein Knabe von etwa zehn Jahren und ſchaute mit einem Paar großen braunen Augen ſchelmiſch in die Welt hinein. Ich ſtand im Dienſt ſeiner Eltern, war aber mit dem luſtigen Willy noch nie in Berührung gekommen. Um ſo freudiger war ich überraſcht, als mich der kleine Burſche eines Tages vom Nagel nahm, in ſeine Taſche ſteckte und in's Freie trug. Im Stadtpark angekommen, zog er mich heraus und ſtellte mich einigen Knaben vor, die ſeine Spielkameraden waren. Der älteſte drehte mich hin und her, guckte mir in den Mund und erklärte mich für tauglich. Wozu, das ſollte

ich bald genug erfahren. Der Knabe nahm eine Feile aus der Tasche und begann an mir zu raspeln, daß mir Hören und Sehen verging. Als er mir eine tiefe Wunde beigebracht hatte, schüttete er ein schwarzes Pulver in mein Inneres und setzte einen Papierpfropfen darauf."

„Aha," unterbrach ich den Erzähler, „du warst also eine Schlüsselbüchse geworden."

„Ja, eine Schlüsselbüchse. Ich, der Schlüssel des Hauses Nr. 9 in der Himmelpforte. Aber

'Das ist ein glücklich weiser Mann,
Der in sein'n Stand sich schicken kann,'

und ich beschloß, dem meinen Ehre zu machen. Ohne Zittern erwartete ich die brennende Lunte, und — krach! — flog die Ladung aus meiner Mündung, daß die Sperlinge des Stadtparks von jähem Schreck ergriffen aufschwirrten.

Erschrocken stob auch die Bubenschaar auseinander, aber die Ursache des plötzlichen Entsetzens war nicht ich, sondern ein Mann, der einen blauen Rock mit Messingknöpfen

und am weißen Bandelier ein Seitengewehr trug. Unversehens war er hinter den Fliederſträuchen aufgetaucht, und mit dem Ruf: ‚Hab' ich euch, ihr Schlingel!' ſtürzte er auf die Knaben los. Dieſe zwar bekam er nicht, denn ſie hatten ſich bereits in Sicherheit gebracht, aber ich, der Unſchuldige, ward ergriffen und von dannen geführt.

‚Fahr' wohl, Himmelpforte Nr. 9,' ſeufzte ich, und im Geiſt ſah ich mich bereits unter altem Eiſen in Geſellſchaft verbogener Nägel und roſtiger Ofenthüren. Aber es ſollte anders kommen.

Als mich Willy's Vater vermißte, begann er mich überall zu ſuchen, und da Der, welcher allein über mein Verbleiben Auskunft geben konnte, wohlweislich ſchwieg, ſo fürchtete der ängſtliche Mann, ich möchte zu verbrecheriſchen Zwecken entwendet worden ſein, und ſpornſtreichs begab er ſich auf die Polizei, um den Vorfall zu melden.

Die Freude, die ich empfand, als mich der mild lächelnde Polizeibeamte meinem Herrn mit der Frage vorlegte, ob ich der vermißte

ſei, das Geſicht, welches Willy's Vater machte, als er erfuhr, auf welche Weiſe ich in die Hände der Polizei gerathen, das vermag ich nicht mit Worten zu ſchildern. Ich wurde meinem rechtmäßigen Beſitzer, nachdem er für ſeinen Sohn wegen verbotenen Schießens innerhalb des Weichbildes einen Thaler Strafe erlegt hatte, wieder eingehändigt und in der Rocktaſche nach Hauſe getragen. Die unangenehme Scene zwiſchen Vater und Sohn, die das Abenteuer beſchloß, übergehe ich mit Stillſchweigen. Die Wunde, die mir die Knaben beigebracht hatten, als ſie mich zur Schlüſſelbüchſe machten, heilte mir der Meiſter Schloſſer. Wenn du mich morgen genau betrachteſt, wirſt du einen Zoll über meinem Griff eine röthliche Narbe entdecken. Ich ſchäme mich ihrer nicht."

Der Hausſchlüſſel hielt ein wenig inne, als ob er Athem ſchöpfe, und fuhr dann fort:

„Mein Freund Willy ſchien mich jetzt gefliſſentlich zu meiden, er ſah mich in der erſten Zeit nach der eben erzählten Be-

gebenheit immer mit ſcheuen Blicken und dann gar nicht mehr an. So verſtrichen mehrere Jahre. Willy war ein hübſcher, ſchlanker Burſche geworden, und ſeine Mutter ſagte ihm das auch alle Tage vor. Er hatte ſich bereits eine Tabakspfeife mit bunten Quaſten zugelegt und ſtopfte dieſelbe aus dem Tabaksbeutel ſeines Vaters, wenn dieſer den Rücken gewandt hatte. Zuweilen kam er auch ſpät Abends mit erhitztem Kopf nach Hauſe, und dann polterte der Vater, und die Mutter hatte ihre liebe Noth, den Sohn zu entſchuldigen.

Eines Abends blieb Willy über die Gebühr lang aus, und der Vater brummte ärger als ſonſt. ‚Mag der lüderliche Burſche ſehen, wie er in's Haus hereinkommt,‘ ſprach er ſchließlich in hellem Zorn, verſchloß eigenhändig das Hausthor, legte mich unter ſein Kopfkiſſen und ſchlief ein. Aber die Mutter wachte. Vorſichtig zog ſie mich unter dem Polſter hervor und band mich ſorglich in ein Tuch. Dann ſtellte ſie ſich wartend an das Fenſter, und als Willy gegen Mitternacht

herangeſchlichen kam, ließ ſie mich auf die Straße fallen. Das Söhnchen bemächtigte ſich meiner, kam nach einigen vergeblichen Verſuchen mit dem Oeffnen der Thür zu Stande und tappte, nachdem er mich der bekümmerten Mutter wieder übergeben hatte, in ſeine Schlafkammer. Auf welche Weiſe der Vater am andern Morgen beſchwichtigt wurde, iſt mir nicht mehr erinnerlich.

Wieder verſtrich eine Zeit, dann kam ein feierlicher Tag. Der Vater übergab mich eigenhändig ſeinem Sohn, der nunmehr Student hieß und eine rothe Mütze trug und hielt dazu eine längere Anſprache, die er mit den Worten ſchloß, Willy möge ſich meiner ſtets würdig zeigen. Der Sohn dankte gerührt und empfing mich mit glänzenden Augen. Ich habe einmal gehört, daß der König an hochgeſtellte Herren goldene Schlüſſel verleiht und daß dies eine große Ehre iſt, aber ich glaube kaum, daß jemals Einer über dieſe Auszeichnung ſo große Freude empfunden hat, als mein Willy, da er mich in ſeine Taſche verſenkte.

Dem Tag der Schlüſſelübergabe folgte die luſtigſte Nacht, die ich je erlebt habe und die fortleben wird in meinem Gedächtniß, bis ich einſt in Roſt zerfalle. Mein nunmehriger Beſitzer trug mich auf die Kneipe des Korps, bei dem er als Fuchs eingeſprungen war. Hei, da ging's toll zu! Fröhliche Zecher mit bunten Mützen und Bändern, Kellnerinnen mit weißen Schürzen und ſchwarzen Augen, volle Kannen und Trinkhörner, blinkende Schläger, luſtige Lieder, Jubel und Lärm bis an den lichten Morgen."

„Ich kenne das, Hausſchlüſſel, ich kenne das."

„Der luſtigſte unter Allen war mein Willy. In der Freude über meinen Beſitz gab er ſeinen Zechbrüdern ein Fäßlein Bier zum Beſten, und das Bewußtſein, als Hausſchlüſſelbeſitzer in die Reihen der freien, unabhängigen Männer eingetreten zu ſein, machte ihn ſo kühn, daß er die braungezopfte Toni umarmte und ihr einen regelrechten Kuß aufdrückte, wogegen Toni auch keine Einſprache erhob. Als Willy in der Himmel-

pforte anlangte, ſtand die Sonne bereits am Himmel und das Thor des Hauſes Nr. 9 wurde ſoeben von innen aufgethan. An dem Tag, da Willy zum erſten Mal frei über mich verfügen konnte, bedurfte er meiner nicht.

„Nun begann die fröhlichſte Zeit meines Daſeins. Dem erſten Abend folgten viele ähnliche wie die Perlen eines Roſenkranzes. Dazwiſchen gab es Ausfahrten, Fackelzüge, Kommerſe und manchen luſtigen Studentenſtreich, und ich war überall dabei, denn der Rath des Weltweiſen:

‚Ein kluger Zecher ſteckt ſich fein
Des Hauſes Schlüſſel ſchon Morgens ein‘

wurde von meinem Herrn gewiſſenhaft befolgt. Daß ich übrigens als akademiſcher Hausſchlüſſel die Zeit nicht unbenützt verſtreichen ließ, davon habe ich dir bereits Proben gegeben.

Es liegt in den Verhältniſſen, daß meinerſeits die Theilnahme an den Erlebniſſen meines Herrn eine paſſive war. O wäre ich doch nie aus der Rolle des Beobachters

herausgetreten! Jener unglückſelige Augenblick, da ich handelnd in den Gang der Ereigniſſe eingriff, ward die Urſache ewiger Trennung von meinem geliebten Willy. Ich werde mich kurz faſſen, denn der Erinnerungsſchmerz verbietet mir jeden oratoriſchen Schmuck. Auch iſt es ſpät in der Nacht, und du wirſt ſchlafen wollen.

„Mein Freund Willy war mit ſeinen Korpsbrüdern auf ein Dorf hinausgewandert, und dort ließen ſich's die Herren beim Becher wohl ſein, lachten, jubelten und ſangen. Nicht weit aber von dem Tiſch, an welchem die Studenten zechten, hatte ſich ein Schwarm von Handwerksburſchen niedergelaſſen, ungeſchliffene, aber handfeſte Leute.

Ich weiß nicht, ob es noch heute ſo iſt wie dazumal. Trafen in jener Zeit Studenten und Handwerksburſchen, welch' letztere wir Akademiker Knoten nannten, zuſammen, ſo gab's Reibereien. Auch diesmal kam es bald zum Streit, und zwar war es mein Herr, der durch Anſtimmen des Liedes: ‚Gott grüß' dich, Bruder Straubinger' die

Feindſeligkeiten eröffnete. Anfangs flogen beleidigende Worte herüber und hinüber, ſpäter Bierkrüge und andere handliche Gegenſtände, und als die Wurfgeſchoſſe ausgegangen waren, griff man zu Stöcken und Stuhlbeinen. Wie mein Beſitzer auf den unglücklichen Gedanken kam, mich als Waffe zu benützen, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß ich in der Fauſt des jungen Menſchen ſchweres Unheil anrichtete. Decken wir einen Schleier über den unerquicklichen Auftritt.

Ich befand mich Tags darauf wieder einmal in den Händen der Juſtiz und hatte einen ſchönen lateiniſchen Namen bekommen, der mir entfallen iſt."

„Vermuthlich corpus delicti; war's nicht ſo?"

„Richtig!" rief der Hausſchlüſſel erfreut. „Als corpus delicti lag ich bei den Akten, mein armer junger Freund aber ſaß in einem nicht eben geräumigen Gemach, deſſen Thüren von außen verriegelt und deſſen Fenſter mit eiſernen Gittern verſehen waren. Die Leute nannten es Carcer."

„Ich kenne auch das, Hausſchlüſſel.“

„Deſto beſſer, ſo kann ich mir die eingehende Beſchreibung ſparen. Schenke mir aber noch wenige Augenblicke deine Aufmerkſamkeit; in bin gleich zu Ende. Der Handel, in den wir verwickelt waren, nahm einen ſchlimmen Ausgang. Willy wurde relegirt und verließ, als er ſeine Strafe abgebüßt, die Stadt. Ich kehrte zwar in mein Haus zurück, aber mit dem luſtigen Leben war es vorbei. Mißmuthig verbrachte ich meine Tage am Nagel in einer finſtern Ecke, und was ich hin und wieder über meinen Liebling aus den Geſprächen ſeiner Eltern erfuhr, diente auch nicht dazu, meine Traurigkeit zu vermindern. Am Herzen der beiden Alten nagte der Kummer, an mir der Roſt. Es war ein Glück für mich, daß bald darauf eine Veränderung in meinem Dienſtverhältniß eintrat. Willy's Eltern verkauften das Haus, um, wie es hieß, die Schulden ihres Sohnes bezahlen zu können, und ich ging in andere Hände über, in Hände, die mich von Roſt ſäuberten und mir durch mehr-

faches Oelen die verlorene Thatkraft wiedergaben.

„Von Willy's Eltern habe ich nichts wieder gehört, ihn selber sollte ich noch einmal sehen, und diese Begegnung werde ich dir morgen erzählen. Für heute gute Nacht!"

„Gute Nacht, Hausschlüssel!"

Als ich am folgenden Morgen etwas später als gewöhnlich erwachte, hing mein Hausschlüssel stumm an seinem Nagel, und auf mein zaghaftes „Guten Morgen" erwiderte er nichts. Wahrscheinlich, dachte ich, spricht er nur in der Geisterstunde, oder noch wahrscheinlicher hast du Alles geträumt. Die letztere Annahme wurde mir in dem Maß, als der Schlaf aus meinen Gliedern wich, mehr und mehr zur Gewißheit. „Wie man nur so tolles Zeug träumen kann!" sprach ich zu mir, „daran ist der Landwein schuld und die lustige Unterhaltung des Abends." Ich kleidete mich an und ging an mein Tagewerk, welches ich wie gestern durch einen Besuch des „Grünen Igels" krönte.

„Nun werden wir bald ſehen, ob ich geträumt habe oder nicht.“ So ſprach ich, als ich gegen Mitternacht wieder in meiner Behauſung angelangt war. „Wie geht's, alter Hausſchlüſſel?“

„Danke der gütigen Nachfrage, recht gut,“ lautete die Antwort. „Ich befinde mich immer wohl, wenn mich Weinduft angeweht hat.“

Alſo doch Wirklichkeit und nicht Traum. Ich öffnete das Fenſter und ſteckte den Kopf hinaus. Eine Sternſchnuppe beſchrieb am Nachthimmel einen leuchtenden Bogen und vom Dom herüber hallten Glockenſchläge Ich zog meine Uhr auf. — Nein, ich träumte nicht. Ich beſaß in der That einen redenden Hausſchlüſſel.

„Darf ich dich noch ein wenig unterhalten?“ fragte er freundlich.

„Nichts iſt mir erwünſchter als das,“ erwiderte ich höflich, löſchte das Licht und ſtreckte meine Glieder lang aus.

„Ein paar Jahre nach den zuletzt geſchilderten Begebenheiten,“ ſo begann der

Schlüssel, „stand ich in Diensten bei einem Mann, der das Zimmer inne hatte, welches du jetzt bewohnst, und der wie du von Tinte lebte. Er war noch nicht sehr alt, aber sein spärliches Haar war bereits ergraut und grau war auch die Farbe seines gefurchten Gesichts. Es schien das seine Lieblingsfarbe zu sein, denn er trug auch gewöhnlich graue Kleider und ebenso gefärbte Brillengläser, grauer Staub lag auf seinen Büchern und grau floß aus seiner Feder die Tinte auf grauliches Papier.

Dieser Mensch besaß die Gabe, an jedem Ding auf den ersten Blick das Mangelhafte zu sehen. Als er mich zum ersten Mal in die Hand nahm, hatte er sofort die Narbe entdeckt, die ich zum Andenken an meine Dienstzeit als Schlüsselbüchse trage. ‚Geflickt,‘ sagte er mit hämischem Lächeln und schob mich von sich. Schaute ihm die Morgensonne grüßend zum Fenster herein, so sprach er von Sonnenflecken; stieg Abends der Mond über die Giebeldächer empor, so sprach er: ‚Er hat weder Luft noch Wasser,‘ und wenn er

zur Maienzeit in den Stadtpark ging, ſah er nicht die jungen Blätter und die weißen Blüthen, ſondern nur die Raupen, die darauf ſaßen.

Das verbitterte Weſen des grauen Mannes hatte ſeine gute Urſache. Er hatte einen Pakt mit Gallus, dem Tintenteufel, geſchloſſen, der tagsüber in einem großen, verſtäubten Tintenfaß ſaß und Nachts herauskam, um, auf dem Briefbeſchwerer hockend, ſeinem Herrn beim Schreiben zu helfen. Aber was ein boshafter Tintenteufel eingiebt, iſt kein Honigſeim. Der graue Mann war ein ſogenannter Rezenſent. Weißt du, was das iſt?"

„Ich weiß es. Weiter, Hausſchlüſſel, weiter!"

„Mein Beſitzer bedurfte meiner nur ſelten. In fröhliche Geſellſchaft ging der grämliche Mann gar nicht, dafür beſuchte er häufig das Theater und dann nahm er mich mit, ſo daß ich ihm für die Erweiterung meiner Kenntniſſe einigermaßen zu Dank verpflichtet bin. Freilich blieb er ſelten lange, ſondern er verließ das Haus gewöhnlich ſchon nach dem

ersten Akt, was ihn übrigens keineswegs hinderte, auch die übrigen zu kritisiren.

„Eines Abends nahm er mich, wie mir vorkam, mit einem unheimlichen Lächeln vom Nagel, schaute prüfend in meine Mündung, steckte mich in die Tasche und verließ Zimmer und Haus. Aus der Richtung, die wir nahmen, und aus der Länge des Weges schloß ich, daß das Vorstadttheater das Ziel des grauen Mannes sei, und so war es auch. Er trat ein und nahm Platz. Im Orchester wurden die Instrumente gestimmt, die Logenthüren klappten, summendes Geräusch ließ darauf schließen, daß sich das Haus füllte, dann spielte die Musik, die Klingel ertönte und die Vorstellung begann. Selbstverständlich konnte ich ihrem Gang nur mit dem Gehör folgen, da ich meinen Platz in der finstern Rocktasche meines Gebieters hatte, und das Opernglas, welches alle meine Annäherungsversuche mit hochmüthigem Schweigen zurückwies, war daher schon oft der Gegenstand meines Neides gewesen. Heute sollte mir das Schauspiel ein Schauspiel in

des Wortes eigentlicher Bedeutung werden denn mein Herr zog mich aus meinem dunklen Verließ und ermöglichte mir einen Blick auf den Zuschauerraum und die Bühne.

Heiliger Florian, was mußte ich sehen! Auf der Bühne ganz vorn an den Lampen stand in malerischer Tracht ein junger, schlank gewachsener Mann mit hochrothen Wangen und rabenschwarzem Lockengeringel. Es war Willy, mein einziger, unvergeßlicher Willy.

Jetzt fuhr er sich mit beiden Händen in's Haar, rollte die Augen wie zwei Feuerräder und schrie: ‚Menschen — Menschen! falsche, heuchlerische Krokodilbrut! Ihre Augen sind Wasser! ihre Herzen sind Erz! Küsse auf den Lippen! Schwerter im Busen!'

Da setzte mich der graue Mann an seine Unterlippe und entlockte mir den schrillsten der Töne, die in der Tiefe meiner Seele ruhen. Und als ob der Pfiff, der durch das Haus gellte, ein verabredetes Zeichen gewesen wäre, erhob sich mit einem Mal ein Höllenlärm, desgleichen ich nie vernommen hatte.

Es wurde gepfiffen, gezischt, mit Füßen getrampelt, mit Stöcken gepocht, gelacht und geschrieen, daß Wände und Decke zitterten. Ich sah, wie mein alter Freund auf der Bühne wankte und sich mit der geballten Faust vor die Stirn schlug. Dann senkte sich der Vorhang. Das war das letzte Mal, daß ich meinen armen Willy zu Gesicht bekam. Ich habe auch nie in Erfahrung bringen können, was aus ihm geworden ist. — Gute Nacht."

„Gute Nacht, alter Herr!"

Der Mensch gewöhnt sich an Alles, selbst an einen sprechenden Schlüssel. Am nächsten Abend fand ich es bereits selbstverständlich, daß dem Einschlafen etwas Hausschlüsselklatsch vorausgehen müsse, und mein Freund ließ auch nicht lange auf sich warten.

„Weißt du," begann er, „daß du heute Nachmittag, anstatt bei deiner Arbeit zu bleiben, zwei Glockenstunden lang zum Fenster hinausgesehen hast?"

„Waren es wirklich zwei Stunden, Hausschlüssel? Ja, siehst du — ich war erschöpft

von der Arbeit, dazu die Schwüle des Zimmers und die frische Luft draußen —"

„Und die kleine Nähterin in dem Dachstübchen gegenüber," unterbrach mich der Schlüssel, — „nun, nun, sei nicht böse. Ich werde dir keine Predigt halten. Du bist alt genug, um zu wissen, was du zu thun und zu lassen hast. Aber beim Anblick der niedlichen flachshaarigen Person, die so emsig den Faden zog, ist mir eine alte Geschichte eingefallen, die ich dir erzählen möchte."

„Laß hören," bat ich, und der Hausschlüssel fing an:

„Vor Jahren wohnte hier im Hause eine Nähterin, die deinem Gegenüber nicht unähnlich war. Sie war ein blutjunges Ding und bildsauber; dazu war sie fleißig wie ein Bienchen und lustig wie eine Schopflerche im Mai. Und wie Lerchengetriller klang's auch, wenn sie bei der Arbeit ihre Lieder sang, schöne Lieder, wie zum Beispiel: ‚Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht,' ‚Es ritten drei Reiter zum Thor

hinaus,' und ‚Es wollt' ein Mägdlein früh aufſtehn.' Ueberhaupt ging's damals im Hauſe ziemlich laut zu, denn außer der kleinen Liſi war noch ein halbes Dutzend Nähterinnen vorhanden, blonde und braune, ſchlimme und brave. Sie ſtanden im Dienſt einer dicken Frau mit falſchen Locken und einem Mundwerk, das klapperte den ganzen Tag wie eine Mühle am Bach.

Die armen Dinger mußten fleißig ſchaffen, denn ihre Dienſtgeberin ſah ihnen ſcharf auf die Finger. Doch hielt ſie das junge Volk nicht gerade ſchlecht, und was mir anfangs beſonders an ihr gefiel, das war die Strenge, mit welcher ſie den Lebenswandel der Mädchen überwachte. Freilich behaupteten böſe Zungen, dies geſchehe mehr aus Mißgunſt als aus mütterlicher Fürſorge, und am Ende mußte ich's faſt ſelber glauben.

Nun war damals, wie heute, zu ebener Erde eine Schuſterwerkſtatt, und ich hatte bald heraus, daß der braunlockige Altgeſell ein Auge auf die kleine Liſi geworfen hatte. Trotz allen Aufpaſſens von Seiten der

Madam geſchah es zuweilen, daß die beiden Leutchen ſich auf der Treppe trafen. Alsdann ſagte der Schuſter gewöhnlich: ‚Schönes Wetter heute, Mamſellchen,‘ und Liſi antwortete darauf: ‚Ja, ſehr ſchönes Wetter,‘ und dann huſchte ſie behend wie eine Spitzmaus an ihm vorüber. Ich hatte damals meinen Platz an einem Nagel draußen auf dem Vorſaal, und ſo kam es, daß ich derartige Auftritte belauſchen konnte. Ich ſah auch eines Morgens, es war Liſi's Namenstag, wie der Schuſter bei Tagesgrauen, als noch Alles im Hauſe ſchlief, die Treppe heraufſchlich und vor der Thür des Mamſellchens etwas leiſe auf den Boden legte. Verliebte Leute pflegen in ſolchen Fällen Blumen zu ſpenden. Das Geſchenk des Altgeſellen aber beſtand nicht aus ſolchen, ſondern aus einem Paar niedlicher Stöckelſchuhe von Glanzleder, deren ſich keine Prinzeſſin zu ſchämen brauchte. Glücklich brachte die Kleine ihren Fund in Sicherheit, ehe ein anderes Auge ihn geſehen. Das war eine Freude! Die Schuhe paßten wie an-

gegoſſen, und der Schuſter hatte doch dazu das Maß nicht genommen."

Hier machte der Hausſchlüſſel eine Kunſtpauſe, und ich vermuthete, daß er bei einer Wendung angelangt ſei.

„Kurze Zeit darauf," fuhr der Schlüſſel in ſeiner Erzählung fort, „empfing die dicke Dame, welche die Nähmädchen beſchäftigte, den Beſuch eines jungen Mannes von vornehmer Haltung, der eine große Beſtellung in feiner Wäſche machte. Der Beſuch wurde ein paar Tage ſpäter und dann noch öfter wiederholt, und bald wußte ich, daß der junge Graf, denn ein ſolcher war er, der kleinen Liſi wegen in's Haus kam. Wahrſcheinlich hatte er ſie bei einem ihrer Ausgänge kennen gelernt, denn daß ſie ihn bereits kannte, bemerkte ich recht wohl. Ich entdeckte auch zu meinem Leidweſen, daß er ihr nicht gleichgültig war, und was mich am meiſten beunruhigte, war der Umſtand, daß die Madam diesmal blind zu ſein ſchien.

Nicht blind aber war der Schuſtergeſelle

„Nun werden wir bald ſehen, ob ich geträumt habe oder nicht.“ So ſprach ich, als ich gegen Mitternacht wieder in meiner Behauſung angelangt war. „Wie geht's, alter Hausſchlüſſel?“

„Danke der gütigen Nachfrage, recht gut,“ lautete die Antwort. „Ich befinde mich immer wohl, wenn mich Weinduft angeweht hat.“

Alſo doch Wirklichkeit und nicht Traum. Ich öffnete das Fenſter und ſteckte den Kopf hinaus. Eine Sternſchnuppe beſchrieb am Nachthimmel einen leuchtenden Bogen und vom Dom herüber hallten Glockenſchläge Ich zog meine Uhr auf. — Nein, ich träumte nicht. Ich beſaß in der That einen redenden Hausſchlüſſel.

„Darf ich dich noch ein wenig unterhalten?“ fragte er freundlich.

„Nichts iſt mir erwünſchter als das,“ erwiderte ich höflich, löſchte das Licht und ſtreckte meine Glieder lang aus.

„Ein paar Jahre nach den zuletzt geſchilderten Begebenheiten,“ ſo begann der

Schlüſſel, „ſtand ich in Dienſten bei einem Mann, der das Zimmer inne hatte, welches du jetzt bewohnſt, und der wie du von Tinte lebte. Er war noch nicht ſehr alt, aber ſein ſpärliches Haar war bereits ergraut und grau war auch die Farbe ſeines gefurchten Geſichts. Es ſchien das ſeine Lieblingsfarbe zu ſein, denn er trug auch gewöhnlich graue Kleider und ebenſo gefärbte Brillengläſer, grauer Staub lag auf ſeinen Büchern und grau floß aus ſeiner Feder die Tinte auf grauliches Papier.

Dieſer Menſch beſaß die Gabe, an jedem Ding auf den erſten Blick das Mangelhafte zu ſehen. Als er mich zum erſten Mal in die Hand nahm, hatte er ſofort die Narbe entdeckt, die ich zum Andenken an meine Dienſtzeit als Schlüſſelbüchſe trage. ‚Geflickt,‘ ſagte er mit hämiſchem Lächeln und ſchob mich von ſich. Schaute ihm die Morgenſonne grüßend zum Fenſter herein, ſo ſprach er von Sonnenflecken; ſtieg Abends der Mond über die Giebeldächer empor, ſo ſprach er: ‚Er hat weder Luft noch Waſſer,‘ und wenn er

zur Maienzeit in den Stadtpark ging, ſah er nicht die jungen Blätter und die weißen Blüthen, ſondern nur die Raupen, die darauf ſaßen.

Das verbitterte Weſen des grauen Mannes hatte ſeine gute Urſache. Er hatte einen Pakt mit Gallus, dem Tintenteufel, geſchloſſen, der tagsüber in einem großen, verſtäubten Tintenfaß ſaß und Nachts herauskam, um, auf dem Briefbeſchwerer hockend, ſeinem Herrn beim Schreiben zu helfen. Aber was ein boshafter Tintenteufel eingiebt, iſt kein Honigſeim. Der graue Mann war ein ſogenannter Rezenſent. Weißt du, was das iſt?"

„Ich weiß es. Weiter, Hausſchlüſſel, weiter!"

„Mein Beſitzer bedurfte meiner nur ſelten. In fröhliche Geſellſchaft ging der grämliche Mann gar nicht, dafür beſuchte er häufig das Theater und dann nahm er mich mit, ſo daß ich ihm für die Erweiterung meiner Kenntniſſe einigermaßen zu Dank verpflichtet bin. Freilich blieb er ſelten lange, ſondern er verließ das Haus gewöhnlich ſchon nach dem

ersten Akt, was ihn übrigens keineswegs hinderte, auch die übrigen zu kritisiren.

„Eines Abends nahm er mich, wie mir vorkam, mit einem unheimlichen Lächeln vom Nagel, schaute prüfend in meine Mündung, steckte mich in die Tasche und verließ Zimmer und Haus. Aus der Richtung, die wir nahmen, und aus der Länge des Weges schloß ich, daß das Vorstadttheater das Ziel des grauen Mannes sei, und so war es auch. Er trat ein und nahm Platz. Im Orchester wurden die Instrumente gestimmt, die Logenthüren klappten, summendes Geräusch ließ darauf schließen, daß sich das Haus füllte, dann spielte die Musik, die Klingel ertönte und die Vorstellung begann. Selbstverständlich konnte ich ihrem Gang nur mit dem Gehör folgen, da ich meinen Platz in der finstern Rocktasche meines Gebieters hatte, und das Opernglas, welches alle meine Annäherungsversuche mit hochmüthigem Schweigen zurückwies, war daher schon oft der Gegenstand meines Neides gewesen. Heute sollte mir das Schauspiel ein Schauspiel in

des Wortes eigentlicher Bedeutung werden denn mein Herr zog mich aus meinem dunklen Verließ und ermöglichte mir einen Blick auf den Zuschauerraum und die Bühne.

Heiliger Florian, was mußte ich sehen! Auf der Bühne ganz vorn an den Lampen stand in malerischer Tracht ein junger, schlank gewachsener Mann mit hochrothen Wangen und rabenschwarzem Lockengeringel. Es war Willy, mein einziger, unvergeßlicher Willy.

Jetzt fuhr er sich mit beiden Händen in's Haar, rollte die Augen wie zwei Feuerräder und schrie: ‚Menschen — Menschen! falsche, heuchlerische Krokodilbrut! Ihre Augen sind Wasser! ihre Herzen sind Erz! Küsse auf den Lippen! Schwerter im Busen!'

Da setzte mich der graue Mann an seine Unterlippe und entlockte mir den schrillsten der Töne, die in der Tiefe meiner Seele ruhen. Und als ob der Pfiff, der durch das Haus gellte, ein verabredetes Zeichen gewesen wäre, erhob sich mit einem Mal ein Höllenlärm, desgleichen ich nie vernommen hatte.

Es wurde gepfiffen, gezischt, mit Füßen getrampelt, mit Stöcken gepocht, gelacht und geschrieen, daß Wände und Decke zitterten. Ich sah, wie mein alter Freund auf der Bühne wankte und sich mit der geballten Faust vor die Stirn schlug. Dann senkte sich der Vorhang. Das war das letzte Mal, daß ich meinen armen Willy zu Gesicht bekam. Ich habe auch nie in Erfahrung bringen können, was aus ihm geworden ist. — Gute Nacht."

„Gute Nacht, alter Herr!"

Der Mensch gewöhnt sich an Alles, selbst an einen sprechenden Schlüssel. Am nächsten Abend fand ich es bereits selbstverständlich, daß dem Einschlafen etwas Hausschlüsselklatsch vorausgehen müsse, und mein Freund ließ auch nicht lange auf sich warten.

„Weißt du," begann er, „daß du heute Nachmittag, anstatt bei deiner Arbeit zu bleiben, zwei Glockenstunden lang zum Fenster hinausgesehen hast?"

„Waren es wirklich zwei Stunden, Hausschlüssel? Ja, siehst du — ich war erschöpft

von der Arbeit, dazu die Schwüle des Zimmers und die frische Luft draußen —"

„Und die kleine Nähterin in dem Dachstübchen gegenüber," unterbrach mich der Schlüssel, — „nun, nun, sei nicht böse. Ich werde dir keine Predigt halten. Du bist alt genug, um zu wissen, was du zu thun und zu lassen hast. Aber beim Anblick der niedlichen flachshaarigen Person, die so emsig den Faden zog, ist mir eine alte Geschichte eingefallen, die ich dir erzählen möchte."

„Laß hören," bat ich, und der Hausschlüssel fing an:

„Vor Jahren wohnte hier im Hause eine Nähterin, die deinem Gegenüber nicht unähnlich war. Sie war ein blutjunges Ding und bildsauber; dazu war sie fleißig wie ein Bienchen und lustig wie eine Schopflerche im Mai. Und wie Lerchengetriller klang's auch, wenn sie bei der Arbeit ihre Lieder sang, schöne Lieder, wie zum Beispiel: ‚Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht,' ‚Es ritten drei Reiter zum Thor

hinaus,' und ‚Es wollt' ein Mägdlein früh aufstehn.' Ueberhaupt ging's damals im Hause ziemlich laut zu, denn außer der kleinen Liſt war noch ein halbes Dutzend Nähterinnen vorhanden, blonde und braune, ſchlimme und brave. Sie ſtanden im Dienſt einer dicken Frau mit falſchen Locken und einem Mundwerk, das klapperte den ganzen Tag wie eine Mühle am Bach.

Die armen Dinger mußten fleißig ſchaffen, denn ihre Dienſtgeberin ſah ihnen ſcharf auf die Finger. Doch hielt ſie das junge Volk nicht gerade ſchlecht, und was mir anfangs beſonders an ihr gefiel, das war die Strenge, mit welcher ſie den Lebenswandel der Mädchen überwachte. Freilich behaupteten böſe Zungen, dies geſchehe mehr aus Mißgunſt als aus mütterlicher Fürſorge, und am Ende mußte ich's faſt ſelber glauben.

Nun war damals, wie heute, zu ebener Erde eine Schuſterwerkſtatt, und ich hatte bald heraus, daß der braunlockige Altgeſell ein Auge auf die kleine Liſt geworfen hatte. Trotz allen Aufpaſſens von Seiten der

Madam geſchah es zuweilen, daß die beiden Leutchen ſich auf der Treppe trafen. Alsdann ſagte der Schuſter gewöhnlich: ‚Schönes Wetter heute, Mamſellchen,‘ und Liſi antwortete darauf: ‚Ja, ſehr ſchönes Wetter,‘ und dann huſchte ſie behend wie eine Spitzmaus an ihm vorüber. Ich hatte damals meinen Platz an einem Nagel draußen auf dem Vorſaal, und ſo kam es, daß ich derartige Auftritte belauſchen konnte. Ich ſah auch eines Morgens, es war Liſi's Namenstag, wie der Schuſter bei Tagesgrauen, als noch Alles im Hauſe ſchlief, die Treppe heraufſchlich und vor der Thür des Mamſellchens etwas leiſe auf den Boden legte. Verliebte Leute pflegen in ſolchen Fällen Blumen zu ſpenden. Das Geſchenk des Altgeſellen aber beſtand nicht aus ſolchen, ſondern aus einem Paar niedlicher Stöckelſchuhe von Glanzleder, deren ſich keine Prinzeſſin zu ſchämen brauchte. Glücklich brachte die Kleine ihren Fund in Sicherheit, ehe ein anderes Auge ihn geſehen. Das war eine Freude! Die Schuhe paßten wie an-

gegoſſen, und der Schuſter hatte doch dazu das Maß nicht genommen."

Hier machte der Hausſchlüſſel eine Kunſtpauſe, und ich vermuthete, daß er bei einer Wendung angelangt ſei.

„Kurze Zeit darauf," fuhr der Schlüſſel in ſeiner Erzählung fort, „empfing die dicke Dame, welche die Nähmädchen beſchäftigte, den Beſuch eines jungen Mannes von vornehmer Haltung, der eine große Beſtellung in feiner Wäſche machte. Der Beſuch wurde ein paar Tage ſpäter und dann noch öfter wiederholt, und bald wußte ich, daß der junge Graf, denn ein ſolcher war er, der kleinen Liſi wegen in's Haus kam. Wahrſcheinlich hatte er ſie bei einem ihrer Ausgänge kennen gelernt, denn daß ſie ihn bereits kannte, bemerkte ich recht wohl. Ich entdeckte auch zu meinem Leidweſen, daß er ihr nicht gleichgültig war, und was mich am meiſten beunruhigte, war der Umſtand, daß die Madam diesmal blind zu ſein ſchien.

Nicht blind aber war der Schuſtergeſelle

im Erdgeſchoß. Wenn der Graf in's Haus trat, ſo hämmerte der arme Burſche jedesmal ſo ingrimmig auf ſeiner Stiefelſohle herum, als hätte er ſeinen begünſtigten Nebenbuhler unter den Fäuſten.

Der letzte Tag des Jahres war herangekommen. Am Sylveſterabend wurden die Nähmädchen regelmäßig von ihrer Herrin zum Punſch eingeladen und ſo auch dießmal. Der Graf war im Lauf des Nachmittags dageweſen und hatte auf dem Vorſaal eine leiſe Unterredung mit der kleinen Liſi gehabt, und dabei war von mir die Rede geweſen.

Der Abend kam herbei, und bald ſaß die Geſellſchaft um die bauchige Schüſſel mit dem duftenden Getränk herum und vertilgte hohe Kuchenberge. Auch ich war zugegen, und zwar als eine nicht unwichtige Perſon. Die Mädchen wollten Blei gießen, und Eine hatte behauptet, das flüſſige Metall müſſe durch den Ring eines Kirchenſchlüſſels tropfen, nur ſo ſei der Zauber kräftig. In Ermanglung eines Kirchen-

schlüssels aber hatten sie mich gewählt, und ich glaube auch, ohne mich überheben zu wollen, daß ich einem Kirchenschlüssel wenig nachgebe. Was meinst du?"

„Du bist der würdevollste Schlüssel, der mir je vorgekommen ist," entgegnete ich. „Wenn du von Gold wärest, Sankt Peter, der Himmelspförtner, brauchte sich deiner nicht zu schämen."

„Ich danke dir," sagte der Hausschlüssel gerührt. „Doch laß mich fortfahren."

„Das Blei wurde gebracht; es war Blei von einem Kirchenfenster. Man schmolz es in einem Blechlöffel und dann goß Eine nach der Andern das glühende Metall durch meinen Ring in eine mit Wasser gefüllte Schüssel. Da gab es viel Scherz und Lachen. Auch die kleine Lisi, die den ganzen Abend still und in sich gekehrt dagesessen hatte, empfing den Löffel und goß. ‚Ein Schusterstuhl!' rief eins der Mädchen lachend. ‚Nein, eine Grafenkrone!' sagte eine zweite und verzog höhnisch den Mund.

Hierauf wurde ein anderes Spiel vor-

genommen, bei dem ich abermals thätig war. Man band mich an einen Zwirnsfaden und hielt mich in ein leeres Glas. Dann wurde irgend eine Frage gestellt und aus meinem ein- oder mehrmaligen Anschlagen entnahm man die bejahende oder verneinende Antwort.

So kam Mitternacht heran. Die Glocken schlugen Zwölf von den Thürmen, die Gesellschaft wünschte sich gegenseitig ein glückliches Neujahr, und dann suchte jedes der Mädchen seine Kammer auf. In dem Durcheinander des Aufbruchs war auf mich nicht geachtet worden und Niemand hatte gesehen, daß mich die kleine List ergriff und in ihrer Tasche verbarg.

Als sie auf ihrem Zimmer angekommen war, entnahm sie ihrem Arbeitskörbchen ein Garnknäuel und knüpfte das Ende desselben mit zitternden Händen an meinen Griff. Ihr Herz schlug laut.

‚Halt,‘ sagte sie leise vor sich hin, ‚ich will doch zuvor einmal das Schicksal fragen, ob ich es thun oder lassen soll.‘ Sie stellte

das Wasserglas auf den Tisch und hielt mich an dem Faden schwebend in dasselbe. ‚Ja oder nein?‘ fragte sie mit bebender Stimme.

Hätte ich damals schon die Gabe der menschlichen Rede besessen, ich hätte gewiß davon Gebrauch gemacht und ihr einen guten Rath gegeben, aber ich sollte stumm zusehen, wie das arme Kind in's Verderben lief. ‚Nein,‘ dachte ich, ‚sie muß gewarnt werden.‘ Ich machte mich so schwer, als ich nur konnte, und — kling, klirr! — der Faden war zerrissen und das Glas in Splitter geschlagen.

Das Mädchen war todtenblaß geworden und zitterte am ganzen Leib. Bebend las sie die Scherben zusammen, dann kniete sie nieder und betete lange, lange.

Sie war ruhig geworden. Sie löschte das Licht und suchte ihr Lager auf.

Drunten vor dem Haus wurden nach einiger Zeit Schritte vernehmbar und ein leises Pfeifen. Lisi rührte sich nicht und verbarg ihr Köpfchen in den Kissen. Zu

Häupten des schlafenden Mädchens aber sah ich die ganze Nacht hindurch einen kleinen Engel sitzen, der hatte zwei Flügel und hielt einen Lilienstengel in der Hand."

„Hausschlüssel, das klingt unwahrscheinlich."

„Unwahrscheinlich?" entgegnete der Schlüssel gekränkt. „Ist es nicht weit unwahrscheinlicher, daß dir ein Hausschlüssel Geschichten erzählt?"

Dagegen ließ sich allerdings nichts einwenden und ich hielt es für gerathen, zu schweigen.

„Es bleibt mir nur noch übrig," hob mein Freund wieder an, „dir zu sagen, daß die alte Frau, welche dir das Zimmer vermiethet hat, keine Andere ist, als die kleine List von damals, und daß ihr Mann, der alte, weißhaarige Schustermeister, derselbe ist, der einst der kleinen Nähterin ein paar Stöckelschuhe vor die Thür gesetzt hat.

„Und morgen," fuhr der Schlüssel fort, wenn wir aus dem Grünen Igel nach Hause

kommen, werde ich dir nun erzählen, wie ich das Vermögen erlangt habe, mich in menschlicher Sprache auszudrücken. Das ist die wunderbarste aller Geschichten."

„Morgen, lieber Hausschlüssel," sagte ich mit einem Seufzer, „werden wir den Grünen Igel schwerlich besuchen, aber mit Vergnügen werde ich deinem Geplauder bei einer Tasse Thee lauschen."

„Bei einer Tasse Thee?" fragte der Hausschlüssel gedehnt. „Nein, mein Freund, daraus wird nichts. Wisse, daß ich nur rede, wenn ich den Abend im Wirthshaus gewesen bin."

„Dann werde ich mich bis zum Ersten des nächsten Monats gedulden müssen," erwiderte ich kleinlaut.

Der Hausschlüssel brummte etwas Unverständliches in seinen Bart. Mir kam ein guter Gedanke.

„Weißt du was, alter Freund," sagte ich, „ich werde, natürlich nicht ohne deine Einwilligung, die Geschichten, die du mir erzählt hast, zu Papier bringen und das

Manuſkript einem Mann ſchicken, welcher dergleichen Sachen druckt. Vielleicht können wir dann im nächſten Monat ein paar Abende mehr im Grünen Igel zubringen."

„Thu' das," ſagte der Hausſchlüſſel.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

50543.8.4.25
Sommermarchen /
Widener Library
002773629
3 2044 087 197 281